

Nekr Sch 0004

Scheffer-Boichorst

✓
Ferdinand Güterbock.

Aus Scheffer-Boichorsts Leben.

La verità speculare
ch'è ultima perfezione nostra

Dante Convito II 14.





Paul Scheffer-Boichorst

Mit ergebenstem Gruss überreicht vom Verf.
Berlin 28 XII 03.

Ferdinand Güterbock.

Aus Scheffer-Boichorsts Leben.

La verità speculare
ch'è ultima perfezione nostra

Dante Convito II 14.

Freunden und Schülern steht wohl das fertige Bild von Paul Scheffer-Boichorst lebendig vor Augen. Wie aber seine Persönlichkeit sich geformt hat, ist wenig bekannt. Auf seine Werdezeit ist daher in dieser biographischen Skizze der Schwerpunkt gelegt.

Eine reiche Quelle, die gerade für die Jahre der Entwicklung manchen Aufschluss gab, boten seine Briefe: seine Korrespondenz mit J. v. Ficker, die sich von 1863 bis Ende der 90er Jahre erstreckte, und die nach dem Tode Fickers durch die lebenswürdige Vermittelung von Herrn Professor A. Dopsch und Professor E. Mühlbacher in meine Hände kam; ausserdem längere Briefe aus seiner Jugendzeit, welche die Herren Geheimrat Th. Lindner, Dr. Th. Toeche-Mittler und Professor K. Varrentrapp beisteuerten; sodann Briefe aus dem Besitz der Monumenta Germaniae, des Fräulein J. Heitz, der Frau Professor v. Stumpf-Brentano, der Frau Professor Weiland, der Herren Professor K. Brandi, Geheimrat A. Dove, Dr. H. Heidenheimer, Professor O. Hirschfeld, Professor E. Mühlbacher, Dr. E. Schaus und Professor E. Schmidt.

Daneben ergab die Ordnung von Scheffer-Boichorsts Nachlass noch eine Ausbeute von Schriftstücken mannigfachster Art. Ueberdies schickte der Dekan der Giessener philosophischen Fakultät, Herr Professor Brauns, die Akten über Scheffers Berufung nach Giessen; Auszüge aus den Strassburger Universitätsakten sandte Herr Professor A. S. Schultze, Mitteilungen aus Innsbruck die Innsbrucker Universitätsquästur, aus Göttingen Herr

Professor K. Brandi, aus München die Herren Professor J. Friedrich und Geheimrat K. Th. v. Heigel. Allen Genannten sowie noch vielen Anderen, die freundliche Auskunft erteilt haben, sei hier der wärmste Dank ausgesprochen.

Unter den Nekrologen, die benutzt wurden, sind vornehmlich zu nennen: die von H. Bloch (Hist. Zeitschrift LXXXIX 54 ff.) und K. Hampe (Hist. Vierteljahrschrift V 280 ff.); ferner die von E. Dümmler (Neues Archiv d. Gesellsch. f. ält. dtsh. Geschichtskunde XXVII 768 ff. und Kgl. preuss. Akademie d. Wissensch. zu Berlin. 3. Juli 1902. SB XXXIV. S. 799 ff.) mit dem zu Grunde liegenden Material, das Geheimrat Dümmler zur Verfügung stellte; F. Kiener (Zeitschrift f. Gesch. d. Oberrheins N. F. XVII 381 ff.); G. Wolfram (Strassburger Post vom 2. Februar 1902. Nr. 103); schliesslich ein italienischer Nachruf von R. Davidsohn (Archivio storico italiano ser. V t. XXIX 166 ff). Gehaltvolle Gedächtnisreden, die nicht gedruckt worden sind, hielten Professor M. Lenz auf der Feier des Berliner Akademisch Historischen Vereins am 22. Januar 1902 und Professor K. Hampe zur Einweihung des Grabsteins am 29. Mai 1903. Herrn Professor Hampe, der mich mit Ratschlägen unterstützt hat, fühle ich mich noch zu besonderem Dank verpflichtet.

F. Güterbock.

I.

Paul Theodor Gustav Scheffer-Boichorst entstammte einem altangesehenen katholischen Geschlecht des Münsterlandes. Seine Vorfahren waren knorrige, eigenwillige Gestalten, echte Söhne der roten Erde, die sie gebar. Auch Paul Scheffer hat diese Abstammung nicht verleugnet: in der scharf ausgeprägten Individualität, in der ernsten Lebensauffassung, der ehrlichen und festen Denkungsart, der klaren, realistischen Anschauungsweise kommt bei ihm der Westfale zu Wort.

Am 25. Mai 1843 war er in Elberfeld in einem wohlhabenden Kaufmannshause geboren. Trübe Erinnerungen knüpfen sich an seine ersten Kindertage. Der Vater Bernard, als jüngster Spross einer grossen Familie früh auf eigene Füße gestellt, verlor sein ganzes Vermögen. Die Mutter, eine heitere, liebenswürdige Natur, überlebte den schweren Schicksalsschlag nur wenige Jahre. Die Kinder Paul und Pauline wurden getrennt von verschiedenen Verwandten erzogen. Fern von Vater und Schwester wuchs so der Knabe auf: äusserlich und innerlich fremd ist er beiden immer geblieben. Wohl hat er in späteren Jahren für sie nach Kräften gesorgt; aber Zuneigung zu der unglücklichen, nicht normal veranlagten Schwester konnte er so wenig empfinden, als Achtung vor dem schwachen Vater, der mühselig sein Dasein fristete und weder mit Rat noch mit That in das Leben des Sohnes einzugreifen vermochte.

In Warendorf an der Ems, einem Städtchen des Münsterlandes, fand Paul, der seine evangelische Mutter kaum gekannt hat, bei den katholischen Verwandten des Vaters eine neue Heimat. Hier erlebte er, zum zweiten Mal in jungen Jahren, den Zusammenbruch eines Familienglückes: eine Tante, die ihn liebevoll in ihr Haus nahm und gleich den eigenen Kindern aufzog, büsste plötzlich, wie

einst der Vater, den grössten Teil des Vermögens ein. Unter solchen Erfahrungen kam der Charakter des Knaben rasch zur Reife.

Auf dem Warendorfer Gymnasium, das damals an kleinen Bösewichtern keinen Mangel litt, erwarb er sich durch musterhafte Führung das Vertrauen der Lehrer. Ohne Unterbrechung durchlief er die Klassen, obschon er die Schule oft wegen Kränklichkeit versäumen musste. Sein Fleiss erstreckte sich gleichmässig auf alle Fächer und erzielte gute oder zum mindesten befriedigende Leistungen, selbst in der Mathematik und Physik, für die er geringere Befähigung besass. In der Literatur verehrte er die Meister der formvollendeten Sprache, Goethe und Lessing, Heine und Platen. Nach ihrem Vorbild schmiedete er in seinen Mussestunden zahllose Reime und verfasste klangvolle Dramen. Von dem starken kritischen Talent, das in ihm schlummerte, gab er damals noch keine Proben.

In dem schwächlichen, schüchternen Kinde regte sich aber schon früh ein fester, selbständiger Wille, der bei der Wahl des Berufes offen zu Tage trat. Nach dem Wunsch seiner strenggläubigen Verwandten sollte er Theologe werden. Es existierte eine Familienstiftung, die ein Vorfahr, ein Weiberfeind und Sonderling wie viele seines Geschlechts, für die männlichen Nachkommen geistlichen Standes errichtet hatte. Von dem toten Kapital war Zins auf Zinseszins gelegt, da keiner der Nachkommen den Beruf zum Geistlichen in sich verspürte. Jetzt winkte dem Scheffer-Boichorst, der die Weihen empfing, der Niessbrauch eines grossen Vermögens. Trotz dieser verlockenden Aussicht, trotz der Bitten seiner Verwandten schwankte Paul nicht: zum Schmerz seiner Muhmen und Basen entpuppte er sich als ein sündhaftes Weltkind, an dem alle Bekehrungsversuche scheiterten.

„Aber dein Rosenkranz entgleitet so selten den Fingern —“

„Mir ist Religion edeles Denken und Thun!“

So bekannte schon der Obersekundaner, der für Lessings Nathan eine besondere Vorliebe besass. Mitten in dem katholischen Kreise, der ihn umgab, hatte sein Geist eine freie Richtung genommen: der Wissenschaft beehrte er sein Leben zu weihen; er wollte Philologie und Geschichte studieren.

Am 25. August 1862 erhielt er, nachdem er das Examen unter Befreiung von der mündlichen Prüfung bestanden, das Zeugnis der Reife: „mit der begründeten Hoffnung, dass er mit Ernst und Eifer wie bisher seinem Ziele entgegenarbeiten werde“. Aber mittellos konnte er das Ziel nicht selbständig wählen. Unter den Verwandten, die seine Entwicklung lenkten, vollzog sich gerade damals ein für ihn wichtiger Wechsel: an Stelle der Tante Zumloh, die sich nicht mehr des Verwaisten annehmen konnte, sprang ein Onkel ein, der Gutsbesitzer Anton Scheffer-Boichorst.

Der Onkel Anton besass einen schönen Familiensinn. Nichts ging ihm über den Namen Scheffer-Boichorst, und wenn er sich von einem Repräsentanten seines Geschlechts etwas Tüchtiges versprach, dann scheute er kein Opfer. Aber als echter Scheffer-Boichorst hatte er auch einen unbiegsamen Willen und ein starkes Pflichtgefühl: despotisch schrieb er seinem Schützling die Wege vor, nachdem er jeden Schritt gewissenhaft überlegt hatte. Als Paul das Gymnasium verliess, war der Oheim sofort bereit, die Mittel zum Studium zu gewähren: er ging mit einem der Lehrer, dem Dr. Combrinck, zu Rate und billigte die Wahl des philologisch-historischen Faches, das eine rasche Karriere versprach. Allerdings dachte er hierbei nur an den Lehrerberuf und nicht an die akademische Laufbahn, die dem Neffen allein begehrenswert schien. Als Studienort wurde anfangs das nahe Münster in Aussicht genommen; Paul wusste aber schliesslich das ferne Innsbruck durchzusetzen, wo Julius Ficker, ein Landsmann und Verwandter, den Lehrstuhl für Geschichte innehatte.

So verliess der 18 jährige Jüngling die heimische Scholle und trat aus den ihn beengenden Schranken hoffnungsfroh in das freie Leben hinaus. In der Fremde hat er bald Heimweh nach dem idyllischen Strande der Ems empfunden. Ohne den Familienstolz und den Familiensinn der Scheffer-Boichorst zu besitzen, ist er doch dem Kreise, in dem er gross geworden war, anhänglich geblieben. Während der Studentenjahre verbrachte er regelmässig seine Ferien bei den Verwandten. Aus dem Studenten, der liebenswürdig mit den Cousinen scherzte und artig der Unterhaltung der Onkel und Tanten lauschte, wurde alsdann der berühmte Professor, dessen „gottlose“ Werke einen Sturm der Entrüstung ent-

fesselten. Immer tiefer wurde die Kluft, welche den Freigeist von den frommen Warendorfern trennte. Es starben die Menschen, denen er Liebe und Dankbarkeit schuldete, seine Pflegemutter, die Tante Zumloh, und der Onkel Anton, der noch voll Genugthuung die glänzende Karriere des Neffen erlebte. Dass sein Vater und seine Schwester die letzten Jahre in Warendorf wohnten, führte ihn öfters hierher. Nach ihrem Tode kam er seltener; der vielbeschäftigte Forscher eilte nun in den Ferien meist über die Alpen. Aber von Zeit zu Zeit zog es ihn immer wieder aus dem rastlosen Treiben der grossen Welt in das stille Leben des kleinen Städtchens, von der farbenprächtigen Schönheit ferner Länder zu dem schlichten Reiz der westfälischen Heimat.

II.

Zu Anfang der 60er Jahre, als die Rivalität zwischen Oesterreich und Preussen ganz Deutschland in Spannung hielt, ist Ficker in Innsbruck, einer der angesehensten Historiker der grossdeutschen Partei, gegen den Kleindeutschen Heinrich von Sybel in die Schranken getreten. Sein Name lebte damals in aller Munde und übte namentlich auf die Jugend seiner Münsterischen Heimat eine grosse Anziehungskraft: so auf August von Druffel, Felix Stieve, Florenz Tourtual, auf Arnold Busson und Paul Scheffer-Boichorst.

Im Herbst 1862 kam Scheffer auf die Universität: ein „spindeldürres Männchen“ in „schlotteriger Haltung“ mit blassen, sanften Mienen, die dem heiligen Aloysius ähnelten, ernst und still, erfüllt von Freiheitsdurst und Wissensdrang. Manche Enttäuschung stand ihm bevor. Die Freuden der studentischen Freiheit durfte er nicht in vollen Zügen geniessen, da nach der Warnung des Arztes der geringste Exzess seinen Körper ruinieren konnte. In dem rauhen Klima Innsbrucks musste er besonders auf seine Gesundheit bedacht sein. Zum ersten Male in der Fremde, empfand er schwer die Einsamkeit. Er wollte einer Verbindung beitreten;

aber es verdross ihn, immer dieselbe Kneipe und dieselbe Gesellschaft aufzusuchen, und sein Unabhängigkeitssinn sträubte sich gegen jeden Zwang. Bethätigung in der Politik war seiner zartbesaiteten Natur von Grund aus zuwider. So wandte er sich von Anfang an ganz der Wissenschaft zu.

Seine Entwicklung erhielt schon zu Beginn seiner Studentenzeit die bestimmende Richtung für das Leben. Durch Alfons Huber wurde er in die alte Geschichte, durch Karl Stumpf und Julius Ficker in das Mittelalter eingeführt: Stumpf, der Diplomatiker, erteilte ihm die erste Anleitung zur Urkundenkritik, Ficker, der bahnbrechende Forscher, die „zur quellenmässigen Bearbeitung der Geschichte“, beide zugleich liebenswürdige Menschen, welche Herz wie Verstand des Studenten im Sturme gefangen nahmen. Mit Ficker, dem er durch seinen Oheim auf das wärmste empfohlen war, verknüpften ihn nicht nur äussere Familienbeziehungen, sondern auch eine innere Geistesverwandtschaft: durch den Scharfsinn, die Objektivität und echt westfälische Gediegenheit des Lehrers fühlte sich des Schülers ähnlich gearteter Geist magnetisch angezogen, und der Professor nahm an dem seiner Obhut anvertrauten „guterzogenen jungen Mann“ ein um so lebhafteres Interesse, als er in den Arbeiten des strebsamen Schülers eine bei Anfängern seltene „Gründlichkeit und Sauberkeit“ entdeckte.

Nur zwei Semester hat Scheffer zu Fickers Füßen gesessen; aber er blieb mit ihm weiterhin in brieflichem Verkehr, sodass der angespannene Faden niemals abbriss. Freimütig erstattete er ihm über alle Erlebnisse Bericht und holte sich bei ihm unablässig Rat, während Ficker sich von dem Schüler kleinere wissenschaftliche Beiträge liefern liess: auf gegenseitigem Vertrauen baute sich bald ein harmonisches Freundschaftsverhältnis auf, in das sich nie der leiseste Misston einschlich.

Auch auf Scheffers äusseren Lebensgang hat Ficker einen massgebenden Einfluss ausgeübt. Er bewirkte zunächst, dass der Onkel Anton für den Neffen die Universitätskarriere neben der Lehrerlaufbahn ins Auge fasste und hierzu reichliche Mittel in Aussicht stellte. Ueberglücklich schrieb Scheffer im August 1863 an Ficker: „Wenn ich heute nicht mehr zu befürchten brauche, mein halbes Leben in der verhassten Atmosphäre einer Gymnasialschul-

stube zubringen zu müssen, so darf ich das nur als eine Wirkung Ihres Schreibens an meinen Onkel betrachten; denn während dieser früher jede Anfrage, ob er mir die Mittel zu grösseren Studien gewähren wolle, wenn auch nicht gänzlich verneinte, so doch vor der Hand ablehnte, so zögerte er nach Lesung Ihres Schreibens keinen Augenblick mehr, mir die Erfüllung meiner Wünsche zuzusichern. Wie hoch ich Ihre Bemühungen zu schätzen weiss, mögen Sie aus dem Geständnis entnehmen, dass ich mich ohne Gewährung dieser meiner sehnlichsten Wünsche niemals glücklich gefühlt hätte. Mein eifrigstes Bestreben wird nun aber auch dahin zielen, mich zu Ihrem würdigen Schüler heranzubilden, und auf diese Weise das Vertrauen, welches Sie und durch Sie mein Onkel in mich setzen, hinlänglich zu rechtfertigen. Meinem Fleisse wenigstens wird es nicht zuzuschreiben sein, wenn ich nur Mittelmässiges oder gar Unbedeutendes leiste. Was meine Befähigung für die Geschichte betrifft, so vertraue ich Ihren Versicherungen und weise damit die Zweifel zurück, die sich zuweilen gegen dieselbe in mir erheben.“

Durch Fickers kurzen Unterricht glaubte er bereits „die Anhaltspunkte“ zu besitzen, „die den weiteren Weg selbst zeigen und im wesentlichen keine fremde Anleitung mehr nötig machen.“ Der Oheim war freilich ganz anderer Meinung: „Seine jugendliche Begeisterung bedarf noch eines erfahrenen Führers.“ Am liebsten hätte der Neffe sich in Berlin sogleich für eine mittelalterliche Geschichtsprüfung ausgebildet. Aber dem widersetzte sich energisch der Onkel: nachdem er Fickers Ansicht eingeholt und mit Dr. Combrinck Kriegsrat gehalten hatte, bestimmte er, dass Paul sich zuerst in Göttingen auf das Gymnasialfach in Philologie und Geschichte vorbereiten solle, um für alle Schicksalsfälle gewappnet zu sein.

Widerwillig ging der Student nach Göttingen. Eifrig hörte er philologische Kollegia, in der richtigen Erkenntnis, dass die klassischen Sprachen ihm auch für seine historischen Studien noch einmal Nutzen bringen würden. Daneben besuchte er die geschichtlichen Vorlesungen von Georg Waitz, zu dem aus ganz Deutschland die jungen Historiker kamen, um wissenschaftliche Methode zu lernen. An den berühmten Waitzschen Uebungen nahm er

jedoch erst im zweiten Semester, und selbst dann nicht regelmässig teil. Er besprach mit Waitz seine Arbeiten, trat ihm aber persönlich nicht näher. Im späteren Leben hat er sich oft in Gegensatz zu der „Göttinger Schule“ gestellt und sich allein als Fickers Schüler betrachtet.

Schon bei dem ersten Zusammentreffen mit Waitz empfand er die Ahnung einer Antipathie, die in der Verschiedenheit ihrer Natur begründet war. Eine Empfehlung Fickers führte ihn auf das vorteilhafteste ein, sodass er sehr freundlich aufgenommen wurde; aber die vornehme Zurückhaltung und das gewichtige, selbstbewusste Wesen des „norddeutschen Professors“ konnte ihn nicht erwärmen. Nach dem Besuch fällte er schnellfertig über den neuen Lehrer ein Urteil, welches er Ficker treuherzig mitteilte: „Ein Ficker ist er freilich nicht, und eine ähnliche Anleitung, wie ich sie bei Ihnen genossen habe, darf ich mir von ihm nicht versprechen.“

Wie nach seinem Innsbrucker Lehrer sehnte er sich nach den Innsbrucker Bibliotheksverhältnissen zurück. Während man dort die Bücher ohne Kavierscheine bekam und nach Herzenslust ohne viel Formalitäten arbeiten, ja dicke Folianten zur Erhöhung des Sitzes nehmen durfte, bestanden auf der Göttinger Bibliothek drakonische Bestimmungen: die Benutzung war nur während einer Stunde gestattet, das Schreiben mit Tinte war verboten, die Verleihung der Bücher durch Bequemlichkeit der Bibliotheksdieners erschwert. Obschon der Vergleich mit Innsbruck in mancher Beziehung zu Ungunsten Göttingens ausfiel, hat Scheffer sich doch in dem norddeutschen Universitätsstädtchen sehr wohl gefühlt. „Ich machte hier eine Erfahrung, deren Umkehrung ich schon in Innsbruck gemacht hatte. War ich dorthin mit hochfliegenden Hoffnungen gezogen, und sah ich dort kaum eine derselben erfüllt, vielleicht eben deswegen weil ich sie zu hoch gespannt hatte: so hatte ich hier den Vorteil, dass ich wenigstens in keiner Voraussetzung zum Schlechteren betrogen werden konnte. Da bot sich denn noch manche schöne Seite dar, die doppelt erfreute, weil ich sie nicht erwartet hatte; so söhnte ich mich bald mit Göttingen aus, und meine Antipathien sind auf dem besten Wege, sich in Sympathien zu verwandeln. Das Heimweh, welches mich in Inns-

bruck so oft belästigte, hat mich bis jetzt ganz verschont, was ich in erster Reihe der guten norddeutschen Küche zuschreibe, wie ich denn überhaupt eingesehen habe, dass mein früheres Heimweh seinen Sitz im Magen hatte.“

Zu seinem Bedauern musste er nach zwei Semestern Göttingen wieder verlassen und des nahenden Examens wegen eine preussische Hochschule aufsuchen. Bonn und Berlin kamen in die engere Wahl: für Bonn sprach der Ruf des Sybelschen und Kampschultheschen Seminars, für Berlin die reichere und bessere Auswahl der Vorlesungen. Auf Fickers Rat entschied sich der Oheim für Berlin.

Im Oktober 1864 bezog so Scheffer die Berliner Universität. Als Kind der Provinz versprach er sich Wunderdinge von dem Einfluss der Grossstadt mit ihrem weiten Horizont. Den allzu hohen Erwartungen musste wieder die Ernüchterung folgen. „Anfangs ging alles herrlich, und ich war unermüdlich im Sehen und Geniessen. Dann missfielen mir zuerst die Berliner Zustände, darauf die böse Luft, die mich alle Woche einen Tag krank macht; und zuletzt fand ich auch das nicht, was ich von der Universität erwartet hatte. Ranke ist ein steinalter Mann, der garnicht zu verstehen ist und sich um seine Schüler sehr wenig mehr kümmert. Das Droysensche Seminar war ganz besetzt und empfiehlt sich auch nur für diejenigen, die sich ganz dem 30 jährigen Kriege widmen wollen. Am meisten bietet mir Köpke, dessen Seminar ich nicht ohne Nutzen besuche.“ Später schloss er sich enger an die ihm kongeniale Persönlichkeit Jaffés an, der ihm in liebenswürdigster Weise als Berater zur Seite trat. Aber den tiefen Eindruck, der in seiner Seele durch Fickers ersten Unterricht eingegraben war, hat Jaffé ebensowenig wie Waitz zu verwischen vermocht.

Die Universität besuchte er selten; er arbeitete mehr selbstständig für sich. Gern ging er in das Theater und erschien häufig am Biertisch. Zu dem Kreise der ihm nahestehenden jugendlichen Fachgenossen gehörten Konrad Varrentrapp, Gerold Meyer von Knonau, Theodor Toeche, Alfred Dove, Max Lehmann und Ludwig Weiland, Heinrich Brunner, den er von Göttingen her kannte, und Arnold Busson, der seit Innsbruck sein Gefährte war. Mit Theodor Lindner wurde er näher befreundet. Trotz des geselligen Ver-

kehrs und der vielfachen Anregungen, die ihm Berlin bot, hegte er doch den Wunsch, nach überstandenem Examen zu seinem Innsbrucker Lehrer zurückzukehren.

Von Ficker wurde er nicht nur mit Rat gefördert, sondern auch mit der That in den Stand gesetzt, das Fundament für seine wissenschaftliche Stellung zu legen. Im Frühjahr 1865 hatte er eine grössere Arbeit über Friedrichs I. letzten Streit mit der Kurie fertig. Ficker, Jaffé und der Göttinger Universitätsassessor Wüstenfeld steuerten ihm ungedrucktes Material bei; Toeche, der gerade damals denselben Gegenstand für die Geschichte Heinrichs VI. bearbeitete, tauschte mit ihm unter gegenseitiger Anregung seine Ergebnisse aus; von allen Seiten wurde er zur Veröffentlichung ermuntert. Aber ihm fehlte hierzu das nötige Geld, um das er seinen Oheim nicht zu bitten wagte. Da gab ihm Ficker die Mittel zum Druck. Der Verlag des Werkes wurde daraufhin von Toeche-Mittler übernommen. Dass der Schüler sein Buch dem Lehrer, dem er soviel verdankte, widmete, bedarf keiner Erklärung.

Die Freuden und Leiden eines jungen Autors sollte er bei dieser ersten Gelegenheit bis zur Neige auskosten. Während der Druck schon im Gange war, erhielt er wider Erwarten durch eine soeben erfolgte Publikation Huillard-Bréholles neues Material. Völlig entmutigt verfluchte er alles Bücherschreiben und machte sich in Hast und Ueberstürzung an die Umarbeitung: er musste die Quellen noch einmal durchgehen, ganze Abschnitte streichen und hinzufügen, den Stoff anders gruppieren. Und von dem Resultat war er schliesslich nichts weniger als entzückt. Er entdeckte nachträglich Schnitzer und Druckfehler und ärgerte sich über die Darstellung: sie sei ledern, monoton, ohne Kraft und Schwung, geschmacklos, geradezu sekundanerhaft! Er wünschte, das Buch werde unbeachtet bleiben, und sich keiner zu einer Rezension bemüssigt sehen. Erst die günstige Beurteilung, die das Werk allseitig fand, gab ihm das Gleichgewicht wieder. Besonders schmeichelhaft war das Urteil von Waitz: „Die Arbeit führt Sie ja auf das günstigste in die gelehrte Welt ein und lässt uns noch viel Gutes von Ihren ferneren Studien hoffen. Sie dazu angeregt zu haben, wird ein neues Verdienst Fickers sein. Ich konnte ja wenig oder nichts dazu thun, da Sie in einem un-

günstigen Moment zu uns kamen. Umsomehr freut es mich, wenn Sie Ihren hiesigen Aufenthalt nicht für ganz unerheblich ansehen.“ Bescheiden schrieb der Schüler an Ficker: „Es freut mich nur, dass ich Ihnen doch keine Schande gemacht, und Sie das viele Geld nicht ganz umsonst ausgegeben haben.“

Der 23 jährige Verfasser wurde mit einem Schlage aus einem unbekanntem Studenten ein Gelehrter von Ruf: er galt als der geborene Geschichtschreiber Friedrichs I., dessen Thaten noch keinen würdigen Darsteller gefunden hatten. Eine glänzende Laufbahn schien ihm offen zu stehen. Schon war er im Begriff, in Berlin zu promovieren und einen lateinischen Aufsatz über Philipp August von Frankreich der Fakultät einzureichen, als ein plötzlich hereinbrechendes Unglück alle seine Hoffnungen zerstörte: der Onkel Anton sah sich durch den Bankerott eines Schwagers genötigt, für die zahlreiche Familie seiner Schwester zu sorgen, und konnte den Neffen nicht mehr wie bisher unterstützen. Es war dies innerhalb der Verwandtschaft der dritte Vermögenssturz, den Scheffer erlebte, wohl der härteste Schlag, der ihn getroffen hat. Tief niedergebeugt suchte er sich mit seinem Lose abzufinden: „Es wird einige Ueberwindung kosten, zu den philologischen Studien zurückzukehren; aber da ich früher namentlich am Lateinischen viel Vergnügen fand und auch jetzt noch mit grossem Behagen meine Dissertation in schöne Perioden gedrechselt habe, so wird sich die Sache schon machen. Ich werde dann Magister an einem Gymnasium; beim Mangel aller Hülfsmittel hört das selbständige Arbeiten auf, und es bleibt mir dann nichts anderes übrig, als gemüthlicher Bierphilister zu werden.“ Allerdings wollte der Oheim ihm nicht plötzlich seine Hülfe entziehen. Aber Scheffer hielt es doch für eine Ehrensache, jetzt schleunigst auf Verdienst auszugehen. „So verzichtete ich denn zunächst auf den Luxus, Doktor zu heissen; ich nahm Abschied von der Wissenschaft und gab mich ans Ochsen, damit ich möglichst bald mein Oberlehrerexamen machen könne. Der alte Buttman wurde wieder hervorgezogen, bis in die Nacht wurden die Alten gelesen, und da es mir doch garzu entsetzlich schien, Magister werden zu müssen, so wurde dabei auch mancher Seufzer ausgestossen und wohl einmal sogar eine Thräne vergossen. Aber ich lernte, und wenn der alte Schul-

kram mich auch nicht erwärmen konnte, ich söhnte mich doch mit ihm aus.“

In dieser verzweifelten Lage brachte ihm wieder sein treuer Lehrer die Erlösung: Ficker bot ihm aus einem Fonds, den Johann Friedrich Böhmer zur Fortführung der Regesta Imperii hinterlassen hatte, auf 5 Jahre ein kleines, seinen bescheidenen Ansprüchen vollauf genügendes Gehalt, falls er sich solange an der Bearbeitung der Regesten beteiligen wolle. Jubelnd hätte er gerne zugriffen. Aber er durfte dem Willen seines bisherigen Wohlthäters nicht entgegenhandeln; und der Oheim schüttelte über den Vorschlag, durch den die Zukunft seines Schützlings nicht gesichert erschien, bedenklich den Kopf. Vergebens hielt ihm der Neffe entgegen: ohne Risiko kein Gewinn! Andere Verwandte mischten sich ein und bestärkten den Onkel in seiner Meinung. Da machte Ficker schnell entschlossen den Qualen Scheffers ein Ende: er reiste persönlich zum Oheim und stimmte ihn um. Hatte der Schüler schon vorher sich dem Lehrer verpflichtet gefühlt, jetzt konnte seine Dankbarkeit keine Grenzen.

Das Anerbieten der Regestenbearbeitung trat nicht unerwartet an ihn heran. Im Sommer 1863 hatte er im Auftrage Fickers den schwerkranken Böhmer besucht und so den Verfasser der Kaiserregesten, „einen der bedeutendsten und gelehrtesten Männer Deutschlands“, noch selbst kennen gelernt. Böhmers Rat, er solle sich der Neuzeit zuwenden, konnte ihn, der schon damals sich die Stauferzeit erkoren hatte, nicht beeinflussen. Als er nach dem Tode des Altmeisters erfuhr, dass Ficker zur Leitung einer Stiftung des Verstorbenen berufen sei, sprach er sofort den Wunsch aus, seine Kräfte einmal in den Dienst der Regesta Imperii stellen zu dürfen, und bedauerte nur für eine derartige Aufgabe noch nicht die nötigen Vorkenntnisse zu besitzen. Auf die Ermunterung Jaffés, des Verfassers der Papstregesten, richtete er dann geradezu die Bitte an Ficker, ihm die Epoche der ersten Staufer anzuvertrauen. Es war demnach die Erfüllung eines langgehegten Wunsches, wenn Ficker ihm jetzt die Regesten von Lothar bis Heinrich VI. übertrug.

Mit der Regestenthätigkeit verband er den Gedanken an die akademische Laufbahn. Lehrerberuf und Staatsexamen waren

vergessen. Ehe er sich Ficker zur Verfügung stellte, wollte er sich nur noch mit einem aus Stipendiengeldern ersparten Sümichen den Doktorhut erwerben. In Berlin stand ihm aber „diese gelehrte Ware“ zu hoch im Preise. Er fuhr nach Leipzig, wo er bloß 65 Thaler zu hinterlegen brauchte und auch die Druckkosten sparte, da man dort sein deutsches Buch über Friedrichs Streit mit der Kurie als Dissertation gelten liess. Freilich erhob hiergegen der Professor Wuttke feierlichen Protest; aber gutmütig tröstete er zugleich den betroffenen dreinschauenden Kandidaten: „er sei so unglücklich im Professorenkollegium immer überstimmt zu werden und werde auch wohl dieses Mal überstimmt werden!“ Und so geschah es: Wuttkes Protest wurde von der Fakultät mit Einstimmigkeit zurückgewiesen. Am 1. Juni 1867 bestand Scheffer ein leichtes Examen. War er auch nicht allzustolz auf die Ehre, die er „mit jedem zehnten Deutschen“ teilte, so missachtete er doch den Titel nicht, da erst dieser ihn, wie er treffend bemerkte, für die deutsche Gelehrtenrepublik zunftberechtigt machte.

Mit dem Doktorexamen und der Uebernahme der Regestenarbeit fanden seine Studentenjahre auch nach aussen hin einen Abschluss, wie schon vorher mit der Veröffentlichung des ersten wissenschaftlichen Werkes sein Werdegang einen Markstein erreicht hatte. Dass sein Charakter in früher Jugend gestählt war, kam dem Studium, das er sich wählte, zu gute. Sein ganzes Streben war darauf gerichtet, sich für die Pflege seiner Wissenschaft eine selbständige Stellung zu erobern. Mit seinem Lehrer Ficker als Fährmann ist er trotz harter Stürme rasch in einen Hafen gelangt. Schwere innere Kämpfe hat er hierbei nicht durchgemacht: ohne lange zu suchen, fand er den für seine Veranlagung gegebenen Weg, und zielbewusst liess er von der eingeschlagenen Bahn sich nicht abbringen.

Wie das Wesen des Jünglings die Züge des Mannes im Keime zeigt, so trug auch seine wissenschaftliche Thätigkeit von Anfang an die Merkmale, die ihr bis zuletzt eigentümlich blieben.

Die erste Forscherreise, die er schon 1863 ausführte, galt seiner Heimat: sie verlief resultatlos, war aber für die ihm inwohnende Art bezeichnend genug, um erzählt zu werden. In der Bibliothek seines Onkels durchstöberte er in den Ferien westfälische Urkundenbücher und fand die Erwähnung einer noch unbenutzten Chronik von Marienfeld. Nachdem er die Regesten des Klosters festgestellt hatte, unternahm er eine Wallfahrt nach Marienfeld, um alten Schriften nachzuspüren. „Zu meiner grossen Freude“ so berichtete er Ficker „vernahm ich dort vom Küster, dass auch der Dechant eine Abschrift der Chronik besässe. Ich machte ihm sofort meine Aufwartung: der würdige Herr war aber von meinem Besuch wenig erbaut und weigerte sich anfangs sogar, mir die Chronik zu zeigen. Ich liess aber mit Bitten und Beschwören nicht nach und war endlich so glücklich, zum ersten Male in meinem Leben ein ungedrucktes Dokument, dessen Inhalt doch zum wenigsten 400 Jahre alt war, in Händen zu halten. Das war aber auch alles, was ich erreichen konnte; denn trotz guter und böser Worte wollte der Herr mir die Benutzung der Chronik für keinen Augenblick gestatten, und so schied ich denn von Marienfeld, niedergeschlagen über das Misslingen meines ersten historischen Feldzuges und wütend über den Eigensinn des Pastors. Darüber hat sich aber mein Interesse für das Kloster keineswegs vermindert, und ich hoffe, dass man mir später einmal — vielleicht durch Ihre freundliche Vermittlung — das Material zur Verfügung stellt.“

Auf Fickers Rat liess er die Marienfelder Chronik ruhen und wählte sich einen anderen Stoff der westfälischen Geschichte: die Biographie Bernhards zur Lippe, die erst in einer westfälischen Zeitschrift, wie der Autor klagte, „schauerlich verunstaltet, auch gelegentlich ins ultramontane übersetzt“ erschien, dann verbessert in Buchform mit Laubmanns Edition des Lippiflorium zusammen eine zweite Ausgabe erlebte.

Eine zuvor begonnene bedeutendere Arbeit ging noch auf die mündliche Anregung Fickers zurück: die Studie über die Beziehungen zwischen Deutschland und Philipp II. August von Frankreich hat er schon in Innsbruck niedergeschrieben, in Göttingen umgeformt und noch mehrmals abgeändert, ehe er sie in den Forschungen zur deutschen Geschichte an das Tageslicht brachte.

Ein später angefangenes drittes Werk, wie die anderen beiden gleichfalls aus der Stauferzeit, kam am frühesten zum Abschluss. Durch Ficker, den Biographen Reinalds von Dassel und Engelberts des Heiligen, wurde Scheffers Aufmerksamkeit auf die Regesten der Kölner Erzbischöfe gelenkt. Da aber Waitz ihm die Schilderung einer einzelnen Persönlichkeit als eine für Anfänger lohnendere Aufgabe empfahl, dachte er an eine Biographie Konrads von Hochstaden oder des Pfalzgrafen Heinrich von Braunschweig. Auf Fickers Veranlassung wandte er sich dann dem Kölner Erzbischofe Philipp von Heinsberg zu und plante eine Zusammenstellung der Kölner Hofbeamten. Dies führte ihn schliesslich auf ein Thema, in dem Philipp von Heinsberg eine hervorragende Rolle spielt, auf den Streit Kaiser Friedrichs I. mit den Päpsten Lucius und Urban.

Auf diesen Bahnen, in die er durch Ficker gelenkt war, hat er in der Folgezeit sich weiterbewegt: die Stauferepoche, die westfälische Geschichte, die Beziehungen Frankreichs und Italiens zu Deutschland, der Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum waren die Stoffe seiner letzten wie seiner ersten Schriften.

Charakteristisch für seine Jugendzeit ist, dass ihr die einzigen rein darstellenden Werke angehören, die er überhaupt in seinem Leben hervorgebracht hat. Aber diese drei Darstellungen — zwei davon kamen übrigens erst nach Jahr und Tag zur Veröffentlichung — enthüllen in den Anmerkungen und Exkursen schon den Scharfsinn des jungen Kritikers, die Exaktheit seiner Forschung, seine Belesenheit in seltenen und wenig bekannten Büchern, alles Vorzüge, die ebenso seine späteren Untersuchungen auszeichnen. Auf der anderen Seite offenbaren auch jene Untersuchungen die glänzende Kombinationsgabe, den künstlerischen Geschmack und den gewandten Stil, die ihm anfangs einen Ruf als darstellenden Historiker verschafft haben.

Er selbst nannte einmal seine Jugendepoche „die Periode der Manieriertheit und unnötigen Schärfe.“ Obwohl in dieser Selbstkritik ein Körnchen Wahrheit steckt, irrte er doch, wenn er die so charakterisierte Periode als völlig abgeschlossen betrachtete. Vergebens suchte er auf Fickers Mahnung den aphoristischen Stil, der ihm den Vorwurf der Manieriertheit eintrug, zu ändern

und die rücksichtslose Schärfe sich abzugewöhnen. Die ihm angeborene individuelle Art hat sich kaum eindämmen, nie austilgen lassen.

Durch die lebhaftere Sprache, die Nebenordnung kurzer Sätze und den häufigen Gebrauch der Anaphora verraten allerdings seine ersten Schriften den jugendlichen Charakter des Verfassers. Auch treten hier, in den Darstellungen, naturgemäss seine persönlichen Gefühle, seine Sympathien und Antipathien, öfter und stärker hervor. Mit heimatlichem „Stolz“ verfolgt er in der Biographie Bernhards zur Lippe die wechselreichen Schicksale des westfälischen Helden; mit sichtlicher Befriedigung schildert er in dem Buch über Friedrich I. einen der glanzvollsten Siege des Kaisertums, eine Niederlage des Papsttums, „wie kaum eine schmäherliche in seiner Geschichte verzeichnet war“; und mit „Gefühlen der Bewunderung und des Hasses“ betrachtet er in dem Aufsatz über Philipp August die aufsteigende Macht des französischen Königs und findet in der Zwietracht Deutschlands die beschämende Ursache für die „nie zu verschmerzende Niederlage.“

Durch die Werke klingt ein patriotischer Ton, ein Widerhall der vom Autor durchlebten grossen Zeit. Die Darstellung des Elends und der Versunkenheit des Vaterlandes erschien ihm gleich dankenswert wie die Schilderung glänzender Epochen: „diese weckt Begeisterung, jene Entrüstung; beides sind die Hebel grosser Thaten.“ Den „patriotischen Zweck der Geschichtschreibung,“ auf den er andere hinwies, hat er wohl selbst nicht ausser acht gelassen. Aber im Gegensatz zu Ficker und Sybel hat er nie aus der Kenntnis der Vergangenheit Schlüsse auf die Gegenwart gezogen. Der Ausgang des Sybel-Fickerschen Streites bot ihm eine warnende Lehre: mochte auch der Historiker Ficker im Rechte sein, das Jahr 1866 hat dem Politiker Ficker unrecht gegeben.

Fickers Einfluss auf Scheffer machte sich mehr in der Wahl des Stoffes und der Art der Forschung, weniger in der Form der Darstellung geltend. In der Betrachtung der mittelalterlichen Ereignisse nahmen beide einen verwandten Standpunkt ein. In der Auffassung der Zeitpolitik hat sich der Schüler im Jahre 1866 von dem Lehrer getrennt.

Während Ficker auf österreichischer Seite am Kampfe teilnahm, weilte Scheffer in Berlin: von dem Zentrum Preussens aus schickte er sein erstes Buch mit „dem Donner der Kanonen in die Welt.“ Unmittelbar nach dem Siege schrieb er am 28. August die Worte: „Hier ist der Krieg erst durch die Erfolge populär geworden, und ohne diese hätten die Berliner wohl dem Manne, der heute der populärste ist, — Bismarck — die Fenster eingeworfen. Der Erfolg muss gar einen gewaltigen Einfluss auf die Gemüter der Menschen haben!“ Unter dem gewaltigen Einfluss des Erfolges änderte er von Grund aus seine eigene Stellung: „Jene Anschauung betreffs der deutschen Dinge, mit der ich ins Leben getreten bin, dass nämlich Oesterreich die Leitung übernehmen und Preussen sich unterordnen müsse, diese Anschauung hat mir das Jahr 66 über den Haufen gerannt.“ Aber seine frühere wie seine spätere politische Gesinnung hat niemals auf seine wissenschaftliche Entwicklung eingewirkt. Bereits in Innsbruck, als er noch von grossdeutschen Anschauungen erfüllt war, sehnte er sich nach Berlin, „der Metropole deutscher Bildung und Wissenschaft“; und durch seinen Gesinnungswechsel wurde sein Freundschaftsverhältnis zu den Innsbrucker Lehrern auch nicht im mindesten berührt. Die Politik brachte wohl vorübergehend sein Blut in Wallung, drang jedoch nicht in die Tiefen seiner Natur.

Von der Studierstube aus beobachtete er mit scharfem Blick die Aussenwelt und begleitete die Tagesereignisse mit warmer Anteilnahme. Aber er selbst ist nicht in den Lärm des Lebens hinausgetreten. Schon in den Studentenjahren gehörte sein Herz mehr der Vergangenheit als der Gegenwart. Er war ein stiller Gelehrter, kein Mann des öffentlichen Lebens.

III.

In München, der kunstsinnigen Isarstadt, die seit den Zeiten Maximilians II. auch eine Pflanzstätte historischer Wissenschaft war, liess sich der junge Forscher auf Fickers Wunsch nieder, um

hier, in der Nähe des Lehrers, die Regesten in Angriff zu nehmen. Siegesgewiss blickte er in die Zukunft, und sah sich schon als den Verfasser eines dicken Regestenbandes, als den Autor zahlreicher Abhandlungen und Bücher: er trug sich mit dem Plan einer deutsch-französischen Geschichte und gedachte in den Regesten sich die Grundlage für eine Darstellung der ersten Staufer zu schaffen; zumal die Geschichte Friedrichs I. zu beschreiben, erschien ihm als seine „schönste Lebensaufgabe.“ —

Ueber seine Münchener Eindrücke berichtete er bald nach der Ankunft, am 25. Juli 1867, seinem Freund Toeche: „Von mir könnte ich behaupten, dass ich mich zeitlebens nicht so wohl gefühlt habe, wie eben jetzt. In dem vergangenen Jahre habe ich genug geächzt und gekrächt; jetzt will ich mich meines Lebens und meiner Arbeitskraft freuen. Im allgemeinen, wie Heine sagt, ist das Leben ja so wunderschön. Es recht zu geniessen hat es mir bisher nur immer an dem nötigen Quantum Leichtlebigkeit gefehlt. Ich trage zuviel Ernst ins Leben hinein, und eigentlich neige ich zur Kopfhängerei. Das soll nun anders werden. München ist auch ganz der Ort zu einem angenehmen und thätigen Leben. Nicht zuviel Abhaltung von der Arbeit, doch genug Gelegenheit zum Vergnügen, eine herrliche Bibliothek und gutes Bier, Theater und Kunstschätze, Kalbsbraten und Knödel, wie man sie in ganz Deutschland nicht besser isst — kann ein Sterblicher mehr verlangen? Auch die Leute sind im allgemeinen nicht übel: etwas träge und steif, aber gutmütig und ehrlich, voran meine dicke Wirtin, Frau Anna Geiger. Wenn nur der Schmutz nicht wäre! Dieser Schmutz und die abscheulichen Soldaten, die nicht einmal im Paradeschritt zu marschieren verstehen, und deren Führer von der Elejanz eines preussischen Jardeutnants so himmelweit verschieden sind, — dieses ist mein einziger Verdruss. Ueberdies sollen auch die Römischen noch sehr böse Menschen sein, doch bin ich bis jetzt noch nicht mit ihnen in Berührung gekommen. Im übrigen denke ich von Bayern, was ich von jedem süddeutschen Staate denke: er muss von Preussen . . . Doch still, ich möchte als Gast das bayrische Hausrecht verletzen, wenn ich meine Meinung ausspräche. Und dann würden die Bayern sehr böse werden; denn ihre politische Selbständigkeit lieben sie fast so sehr als ihr Bier.“

Als der erste Rausch verfliegen war, begann sich in ihm der Pessimismus wieder zu regen. Ende Januar 1868 klagte er seinem Freunde Lindner: „Wenn ich früher still war und nie über eine besonders heitere Laune verfügte, so waren die jüngsten Verhältnisse eben nicht geeignet, mich zu bessern. Ich gehe in Gesellschaften, bin auch dort ganz wohl aufgenommen; aber mich einer Gesellschaft hinzugeben, ist mir nicht eigen. Daher kommt es, dass ich trotz meiner so günstigen Lage wohl einmal nicht ganz zufrieden bin.“ In einem Briefe an Varrentrapp vom Februar 1869 schilderte er dann grau in grau die Münchener Schattenseiten: „Wenn man hier nur mehr Anregung hätte! Anfangs war ich so gern hier, jetzt sehne ich mich nach Norddeutschland zurück. München ist das reinste Biernest, in zweiter Reihe Monachum monachorum. Faulheit und Devotion, wenn Sie beide addieren, Sie können einen Münchener draus machen. Alleweil den Hut bis zur Erde ziehen und alleweil das Krügel bis zum Grunde leeren. So sind die Alten, die Jungen sind nicht viel besser . . . Mit den hiesigen Norddeutschen verkehre ich garnicht . . . Sie können daraus schliessen, wie angenehm meine soziale Stellung ist. Und der Mensch kann doch nicht allein von eigenen Arbeiten leben. Selbst diese Arbeiten geraten ins Stocken und fristen ein kümmerliches Dasein, wenn nicht von aussen neue Anregung kommt. Wie war das in Berlin so ganz anders!“

Solche missmutigen Stimmungen wichen gleich Wolken beim Nahen des Sonnenlichts: sie standen, wie er selbst bemerkte, mit der Dürsterkeit seiner Wohnung in Zusammenhang. „Hahnergasse 2/2, 2 schöne meubl. Zr. an einen soliden, ruheliebenden Herrn u. die liebe Sonne, das Grüne der Gärten, kein vis-à-vis, in einem Hause mit 3 Wohn. besetzt mit 9 soliden erwachsenen Personen.“ Als Scheffer im Frühjahr 1870 diese originelle Annonce las, hatte er seine dicke Wirtin Frau Geiger, von der er sich zu sehr tyrannisiert fühlte, längst verlassen und bewohnte gerade einen trostlosen „Stall“, in den kein Sonnenstrahl fiel. Er eilte in die Hahnergasse, um Zimmer und Besitzer sich anzusehen: „Beide entsprachen der Ankündigung. Die Zimmer sind durch Lage und Einrichtung vortrefflich; der Besitzer hat zwar einen etwas tollen Kopf, aber auch ein sinniges Gemüte und eine gescheite Frau.“

So mietete er die Stuben „zur lieben Sonne und schönen Aussicht.“

Seine zur Schwermut neigende Natur bedurfte der Sonne, wie heiterer Weisen und heiteren Verkehrs. An der ernsten Kunst fand er wenig Geschmack, umsomehr am Ballet und an Offenbachiaden. Als Umgang bevorzugte er Bayern neben den Westfalen: „in der Theorie preise ich die strammere Art des sächsischen Stammes, in der Praxis halte ich es lieber mit dem Süddeutschen.“ Er mied steife Gesellschaften, Frack und Glacé. Dafür ging er gern abends zu Biere und unternahm mit Freunden Ausflüge in das Isarthal und an den Starnberger See.

Am nächsten standen ihm Sigmund Riezler und Karl Theodor Heigel, die ein dem seinigen verwandtes Studienfeld hatten. Auf der Bibliothek wurde er mit dem Philologen Georg Laubmann befreundet. Eine lustige Gesellschaft junger Historiker traf er im Gasthaus „Zum goldenen Bären“, darunter Döllingers Schüler Johannes Friedrich, den Rechtshistoriker Ludwig Rockinger und die Hilfsarbeiter der historischen Kommission, Moriz Ritter, August v. Druffel und den baumlangen Felix Stieve: in der feuchtfrohlichen Runde der „Bärenakademie“ legte Scheffer bald seine Schüchternheit ab und verstand mit sarkastischen Scherzen die Unterhaltung zu beleben und durch bissige Bemerkungen sich in Achtung zu setzen. Hier sprach er häufig auswärtige Gelehrte, sah seine Freunde Busson und Stumpf wieder und lernte Karl Hegel, Franz Xaver Wegele, Paul Friedrich von Stälin und Wilhelm Arndt kennen. Auch sonst bot das von Fremden vielbesuchte München ihm Gelegenheit, neue Bekanntschaften zu schliessen, so mit Ernst Dümmler, Eduard Winkelmann und Wilhelm Wattenbach.

Unter den Münchener Professoren hat ihn Wilhelm von Giesebrecht wohlwollend protegiert. Giesebrecht beabsichtigte damals zwei seiner „hoffnungsvollen“ Schüler mit den Jahrbüchern Friedrichs I. zu betrauen und Scheffer als dritten in den Bund zu ziehen. Aber Scheffer glitt über alle Anspielungen hinweg: er wünschte wohl die Arbeit für sich selbständig, doch nicht als „Handlanger“ in Kompagnie zu übernehmen. Trotzdem stand er mit seinen Rivalen, den Giesebrechtschülern, in engster Freundschaft und blieb auch mit dem „vortrefflichen alten Herrn“ in den besten Beziehungen. Oft hüpfte der kleine Spottvogel zu dem grossen

„Erasmus“ und machte im Gespräch abfällige Bemerkungen über königliche Handschreiben oder liess sich von der Hausfrau die Neuigkeiten der Stadt erzählen. Auf Spaziergängen lauschte er eifrig den Worten des hohen Gönners, der ihm herablassend nützliche Ratschläge erteilte und dabei nicht ungern von den eigenen wissenschaftlichen Erfolgen erzählte. Für die pathetische Darstellung des Geschichtschreibers empfand er zwar wenig Sympathien, aber rückhaltlose Achtung vor dem Scharfsinn des Forschers.

Eine tiefe Verehrung besass er für Ignaz Döllinger, den vielseitigen Gelehrten, durch den er zur Lektüre Dantes und zum Studium der Kirchengeschichte angeregt wurde. Döllinger wusste den jungen Kritiker zu schätzen: als er später, 1876, den erst Dreiunddreissigjährigen zum korrespondierenden Mitglied der Münchener Akademie vorschlug, gedachte er seiner mit den ehrenvollen Worten: „(Scheffer) bot uns die Gelegenheit, ebenso seinen gediegenen Charakter wie sein umfangreiches Wissen und seine gründliche und feinsinnige Kritik kennen zu lernen.“

In die Jahre seines Münchener Aufenthaltes fielen wichtige Ereignisse, das vatikanische Konzil und der deutsch-französische Krieg. Der religiösen Bewegung, die von Döllinger ausging, stand er kühl gegenüber. Im „Goldenen Bären“ wurde die römische Frage lebhaft erörtert. Mit der Schale seines Spottes übergoss der Skeptiker die mutigen Streiter: „Aber unterwerfen thut man sich doch; zuerst vielleicht etwas Rumor, dann das laudabiliter se subiecit!“

Mächtiger wurde er damals von den Wogen der nationalen Begeisterung ergriffen. „Hier ist alles Leben und Bewegung.“ schrieb er am 23. Juli 1870 an Toeche „Sie würden das schwerfällige München nicht wiedererkennen. Vom ersten Fauteuil der Reichsratskammer bis in den schmutzigsten Winkel des Hofbräuhauses tönt nur die eine Losung: Krieg. Wenn ganz Süddeutschland so gesinnt ist wie München, so hat Napoleon sich arg verrechnet. Wie auch die Würfel fallen, — ich glaube, dass niemand die deutsche Einheit in solchem Grade fördern konnte, als es von Frankreich aus geschehen ist. Das bleibt, auch wenn wir geschlagen werden.“ Und im August rief er seinem

Freunde Varrentrapp zu: „Das ist ein Krieg! Sie hätten sehen sollen, wie die wackeren Bayern bei der ersten Kriegesdrohung Treue um Treue verlangten. Als dann die Kunde von den glänzenden Waffenthaten der Bayern nach München kam, da schien man zu fühlen, dass die Schmach der elenden Führung von 66 getilgt sei.“ Im Juli 1871, da die siegreichen Heere heimkehrten, eroberte er sich zur Einzugsfeier einen Platz auf der Bibliothek. Den tapferen Kriegern gegenüber fühlte er sich als ein unnützer „wissenschaftlicher Krüppel“: „Mein Gott, wie ledern ist die Wissenschaft!“

Trotz solcher Wallungen fesselten ihn bald wieder die Bande der Wissenschaft. Gerade während des Krieges, von August bis Dezember 1870, lag er infolge Ueberarbeitung an einem Nervenfieber in Warendorf danieder. Wochenlang schwebte er zwischen Leben und Tod; die Aerzte gaben ihn auf; wider Erwarten rettete ihn ein sechzehnständiger Schlaf. Nur langsam erholte er sich; bösartige Geschwüre traten hinzu, und als dauernde Erinnerung blieb ihm die Verkrüppelung des rechten Daumens, die sich alsbald in seiner nun grosszügiger werdenden Handschrift kundgab. Durch die Krankheit wurde er ein halbes Jahr in seinen Arbeiten aufgehalten. Ausserdem hat ihm sein zarter Körper auf kürzere Zeit noch oft den Dienst versagt. Namentlich in den heissen Sommermonaten klagte er über das ungesunde Klima. Aber im ganzen hat er doch während seines Münchener Aufenthaltes erstaunlich viel geschafft.

Von den Kaiserregesten wurden hier die Lothars und Konrads III. fast vollendet, die Friedrichs I. und Heinrichs VI. weit gefördert. Mit Feuereifer ging er an die Arbeit: er wollte ihr nicht blos die Hälfte des Tages, zu der er sich Ficker verpflichtet hatte, sondern $8\frac{1}{2}$ Stunden widmen, ein Plan, den er freilich nicht lange durchführen konnte. Charakteristisch war die Art und Weise, wie er das Werk in Angriff nahm. Mit dem Urkundenbuch seiner Heimat, dem Codex dipl. Westfalie, fing er an. Noch ehe er aber den ganzen Urkundenvorrat der Provinz Westfalen erschöpft hatte, wanderte er nach Schwaben und exzerpierte das Württemberger Urkundenbuch. „Denn wenn man sich etwa acht Tage hindurch mit dem westfälischen U.-B. beschäftigt hat und

da meist nur von Corvey hörte, so sehnt man sich nach etwas anderem.“ Indem er bald dieses, bald jenes Urkundenbuch der einen oder der anderen Provinz vornahm, suchte er den Geist frischer zu erhalten. Trotzdem musste ihn die einförmige Arbeit auf die Dauer ermüden: „man leidet wirklich darunter, wenn man alleweil nur Regesten macht.“

Neben der Regestenthätigkeit hatte er in den ersten Jahren, 1867 und 1868, seine älteren Studien über Philipp August und Bernhard zur Lippe druckfertig gemacht. Später riet ihm Ficker selbst zu anderen Arbeiten: er schlug ihm das hominium vor, dann den Lombardenbund, über den er, Ficker, gerade damals eine Untersuchung veröffentlichte. Das hominium liess Scheffer nach achttägiger Beschäftigung fallen, da er die Sache um nichts fördern zu können glaubte. Ueber einer Geschichte des Lombardenbundes „brütete“ er monatelang: er wollte dieses abgerundete Thema aus der Geschichte Friedrichs ausheben und sich so den Weg zu einer Darstellung des Staufers bahnen. Gleichzeitig schritt er an eine Uebersetzung Ottos von Freising. Aber alle diese Arbeiten mussten bald hinter seinen quellenkritischen Forschungen zurücktreten.

Giesebrechts berühmte Wiederherstellung der Altaicher Annalen, die sich vor kurzem durch Auffindung einer Handschrift glänzend bestätigt hatte, stachelte ihn zu einem ähnlichen Versuch an. Er wandte sich in seine westfälische Heimat, wo auch Giesebrecht schon nach Forschungen von Böhmer, Pertz, Lehmann und Wattenbach auf ein verlorenes Paderborner Annalenwerk hingewiesen hatte. Diesen Spuren ging er nach, fand noch bedeutendes Material hinzu und konnte schliesslich, auf acht verschiedenen Ableitungen fussend, eine Rekonstruktion wagen. Je grösser die Schwierigkeiten waren, desto mehr Freude machte es ihm, den Wortlaut der verlorenen Quelle aus dem Wirrsal der Ableitungen „ordentlich mit List und Bosheit“ wiederzugewinnen. Seine philologische Schulung kam ihm hierbei trefflich zu statten. Den etwas trockenen Inhalt des Werkes suchte er durch eine Entwicklungsgeschichte der Paderborner Historiographie — „eine Oase“ in der „öden Forschung“ — schmackhafter zu machen. Mit dem Buch, das er seinem Onkel in der Heimat widmete, gab er der roten Erde

eine wichtige Quelle zurück: Annalen, die mit der Gründung Paderborns begannen, seit Ende des 11. Jahrhunderts in breitem Strom bis auf Konrad III. flossen und dann bis zum Ende Friedrichs I. allmählich versiegten.

Noch ehe er den Neubau vollendet hatte, begann er in seinem Schaffensdrange ein anderes Werk niederzureissen. Busson hatte soeben die Florentiner Geschichte der Malespini als das älteste Geschichtswerk italienischer Volkssprache gefeiert, da die angeblich älteren Tagebücher des Matteo di Giovenazzo kürzlich durch Wilhelm Bernhardt als Fälschung entlarvt waren. Bei der Nachprüfung kam Scheffer zu dem Resultat, dass auch das berühmte Florentiner Werk, aus dem schon Dante seine historischen Kenntnisse geschöpft haben sollte, gleich dem Neapolitaner eine Fälschung sei. Er schrieb zunächst eine Kritik von Bussons Buch und arbeitete dann mit erweitertem Material die Rezension in einen Aufsatz um, den er als Anhang zu den Paderborner Annalen veröffentlichen wollte. Da er aber Ficker „für die Verkuppelung so heterogener Dinge“ nicht gewinnen konnte, brachte er die Untersuchung in der Historischen Zeitschrift zum Abdruck. Aehnlich der Rezension erhielt der Aufsatz eine ungewohnte künstlerische Form, die Scheffer trotz der Mahnungen Fickers auch später in einer zweiten Ausgabe nicht geändert hat: indem er an der bisherigen Ueberzeugung, Villani habe die Malespini ausgeplündert, scheinbar festhält, zeigt er mit feiner Ironie die merkwürdigen Konsequenzen einer solchen Annahme und führt von hier aus mit unerbittlicher Strenge in kurzen, wuchtigen Zügen den Beweis, dass der des Plagiats angeklagte Villani unschuldig, dass die beiden Malespini die Diebe sind — eine inhaltsschwere Untersuchung in der leichten, fesselnden Form einer Satire, in der Form vielleicht die eigenartigste Schöpfung des Schefferschen Geistes.

Mit unheimlicher Schnelligkeit förderte er diese Arbeiten zu Tage. Im Frühjahr 1869 begann er die Rekonstruktion der Paderborner Annalen; schon Anfang 1870 war das grosse Werk fast fertiggestellt; wenige Monate später waren die Malespini vollendet. Nach längerer Unterbrechung, die ihm sein geschwächter Körper aufzwang, erschien er 1871 wieder auf dem Kampfplatz. Während die von ihm vernichteten Malespini keinen Verteidiger

fanden, erfuhr seine Rekonstruktion der Paderborner Annalen von autoritativster Seite, von Waitz, eine herbe Kritik: er sei in seiner Neigung zu neuen Ansichten allzukühn vorgegangen und habe nicht vorsichtig genug das Sichere vom Zweifelhafte unterschieden. Furchtlos nahm er den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh auf; bei seiner Neuerungssucht huldigte er der Ansicht, „dass auch ein junger Mann das Recht habe, sich durch dick und dünn zu wehren, selbst gegen den Berühmtesten.“ In einer höflichen, aber schneidigen Antikritik entgegnete er Zug um Zug allen sachlichen Ausstellungen und gab zum Schluss dem Rezensenten den Vorwurf allzu grosser Kühnheit zurück. Mit dem Aufsatz, den er vorsichtigerweise Giesebrecht, aber nicht Ficker vorher zu lesen gab, verband er eine Reihe neuer quellenkritischer Untersuchungen, in denen er Waitz noch weitere unangenehme Dinge nachwies, und zwar mit so wohlberechneten Wendungen, dass er selbst überall als der hausbacken Nüchterne, Waitz dagegen als der masslos Kühne erschien. In diesem stimmungsvollen Umschlag schickte er die Antikritik an Waitz, den Herausgeber der Forschungen zur deutschen Geschichte. Waitz war begreiflicherweise empört, brachte aber trotzdem die übersandten Aufsätze, unter Hinzufügung nur weniger Glossen, in seiner eigenen Zeitschrift zur Veröffentlichung, und vornehm trug er den erlittenen Angriff so wenig nach, dass er bald darauf in der Münchener Kommission seinem jugendlichen Gegner als dem Würdigsten die Jahrbücher Friedrichs I. übertragen wollte, eine Absicht, die leider durch das Dazwischentreten anderer durchkreuzt wurde.

Scheffers Vorgehen gegen Waitz war bei dessen Autorität eine Aufsehen erregende That. In den Abhandlungen, in denen er sich gegen Waitz wandte, kritisierte er ausserdem ohne Ansehen der Person auch andere Herausgeber der Monumenta Germaniae, so Bethmann, Wilmans und mehrfach Karl Pertz, den Sohn des einflussreichen Leiters der Monumenta. Besser konnte er freilich zugleich seine eigene Befähigung für die Edition von Quellschriften garricht erweisen, als er es in seinen tief eindringenden Arbeiten über die Seligenstädter, die Paderborner, Nienburger, Halberstädter und Pisaner Annalen that. Es ist daher nicht zu verwundern, dass der alte Pertz, der damals für den bei Vion-

ville gefallenen Hermann Pabst einen Ersatz suchte, dem bewährten Forscher eine Stelle bei den Monumenta anbieten liess.

Scheffer war regestenmüde. Er wollte zwar auf jeden Fall das angefangene Werk zu Ende bringen und knüpfte von vornherein an den Uebertritt zu den Monumenta die Bedingung, dass er als Nebenbeschäftigung die Regesten weiterführen dürfe. Aber die Wirksamkeit bei den Monumenta erschien ihm erbaulicher und für sein Fortkommen förderlicher. Die Entscheidung über seine Zukunft stellte er Ficker anheim, dem er sich tausendfältig verpflichtet fühlte. Hatte doch Ficker ihm alle Wünsche erfüllt, ihn noch zuletzt monatelang von der Regestenthätigkeit entbunden, ja den Druck der Paderborner Annalen, als einer Vorarbeit der Regesten, aus dem Böhmerfonds bezahlt. Auch jetzt ebnete ihm Ficker uneigennützig wieder die Wege: er riet ihm, dem Ruf nach Berlin zu folgen, schoss ihm obendrein für die Uebersiedelung eine kleine Summe vor und versprach, die Bearbeitung der Regesten ihm offen zu halten. So sagte Scheffer nach viereinhalbjährigem Aufenthalt München Lebewohl. Aus warmen Herzen dankte er seinem väterlichen Freund und Lehrer, unter dessen Fittichen er bis hierher seine Bahn durchmessen hatte: „Nur durch Sie bin ich ja von der mir verhassten Schulmeisterei verschont geblieben, nur durch Ihre Güte ist es mir möglich geworden, meiner Neigung für wissenschaftliche Thätigkeit zu leben.“

Im Januar 1872 trat er seine Stellung bei den Monumenta Germaniae an. In der dem Bummel geneigt machenden Münchener Atmosphäre glaubte er sich verweichlicht zu haben; er freute sich jetzt auf die frischere und schärfere Berliner Luft, die sich durch allgemeine Thätigkeit auszeichne, wo der eine den anderen zum Fleisse ansporne.

Aber er hatte sich in dem gemüthlichen München so eingelebt, dass er die Luftveränderung zunächst recht unbequem empfand. Bei seiner Anspruchslosigkeit in materieller Beziehung war er in München mit einem Jahresgehalt von 400 Thalern bequem ausgekommen. In dem teuren Berlin musste er sich jetzt

mit 600 auf das äusserste einschränken; das Gehalt wurde ihm zwar allmählich bis zu 1000 Thalern erhöht; doch „1000 Thaler bedeuten für Berlin soviel als eine Schlackwurst mit zwei Schrippen.“ Wie über die unverschämt hohen Preise ärgerte er sich über das abscheuliche Klima und die Bewohner der Spree-stadt. Er fühlte sich eine Zeitlang so unbehaglich, dass er ernstlich daran dachte, an die Isar zurückzukehren. „Von dem angenehmen Sichgehenlassen Süddeutschlands hat man ja hier keine Ahnung. Man kommt mit lauter zugeknöpften und vornehmen Leuten zusammen, einige scheinen sogar furchtbar geistreich zu sein; ich habe alle Mühe, mich auf gleicher Höhe zu halten, und befürchte, dass es lange dauern wird, bis ich in jener Kunst die der Berliner mit dem Ausdruck ‚man so dhun‘ bezeichnet, einige Fertigkeit erlangt habe.“

Während er in München zuletzt seine Bekannten nach dutzenden zählte, war er hier anfangs auf den Verkehr mit seinen Kollegen Arndt und Weiland beschränkt: „Arndt ist ein Mann von breit-schultriger Behäbigkeit und untersetztem Wohlwollen. Weiland imponiert mir mehr; er ist in seinem Auftreten zurückhaltend und doch sehr bestimmt, und seine Bestimmtheit steigert sich oft zur Schärfe. Er ist jedenfalls kein Mensch, der sich so im ersten Anlauf gewinnen lässt.“ Zu Weilands willensstarker Persönlichkeit, seiner geraden und festen, oft herben Art fühlte er sich mehr und mehr hingezogen; er wurde mit ihm wahrhaft befreundet. Dagegen stand er mit Arndt, den er auch wissenschaftlich nicht so hoch schätzte, auf weniger freundschaftlichem Fusse. Arndts Versuch, sich als älteren Kollegen zu geben, wusste er mit sanfter Energie zurückzuweisen. Als er gar merkte, dass jener trotz seiner Gönnermiene nicht ohne Eigennutz verfuhr, wurde er immer kühler und ablehnender. Aber als diplomatisch veranlagte Natur suchte er nicht den Kampf, sondern spielte zwischen den streitlustigen Kollegen meist mit überlegenem Humor den Vermittler.

Bei den Monumenta Germaniae herrschten damals höchst unerfreuliche Zustände. Der hochbetagte Pertz hatte die Klarheit im Disponieren, die ihn früher auszeichnete, verloren und war seiner Aufgabe nicht mehr gewachsen. Neben Arndt protegierte

er seinen Sohn Karl und hielt misstrauisch die Schätze der Monumenta den anderen Mitarbeitern verborgen, sodass diese oft nur mit Mühe das nötige Material zu erhalten vermochten. Der unleidliche Zustand schleppte sich Jahre hindurch hin, da der Staat den hochverdienten Mann nicht gewaltsam aus seiner Stellung entfernen mochte. Wenn Scheffer gefürchtet hatte, die Ungebundenheit, die er unter Ficker genossen, unter seinem neuen Chef aufgeben zu müssen, so sah er sich in dieser Beziehung angenehm enttäuscht. Als jüngster Mitarbeiter litt er zwar anfangs unter dem Fehlen jeglicher Oberleitung. Aber später wusste er sich die goldene Freiheit zu nutze zu machen: der Harmonie wegen stimmte er noch laut und kräftig in den Klagechor seiner Kollegen ein; doch im Herzensgrunde hatte er an der „heillosen Anarchie“ seine helle Freude.

Auf Vorschlag von Pertz übernahm er eine mühevollle Arbeit, an der sich schon vor ihm Bethmann, Wilmans, Pabst und Arndt abgemüht hatten, die Edition einer niederländisch-französischen Weltchronik des 13. Jahrhunderts, deren Verfasser, wie er gegen Wilmans nachwies, der Cisterciensermönch Alberich aus dem Kloster Trois-Fontaines war. Unter der Last des umfangreichen Opus seufzte er schwer; völlig erschöpft musste er im August 1873 bei seinem Freunde Stumpf in Rödelheim Erholung suchen. Um so grösser war seine Genugthuung, da das Werk vollendet war: in dem Riesenformat der Monumenta füllte es über 300 Seiten, ein Drittel des 23. Bandes, der noch als letzter unter der Leitung von Pertz zustande kam. Nach dem Urteil Weilands, der selbst zu dem Bande viel beigesteuert hatte, war auf diese Edition mehr Mühe und Scharfsinn aufgewendet als auf die übrigen Zweidrittel des Bandes zusammengenommen.

Von der trockenen Editionsthätigkeit war Scheffer nichts weniger als erbaut, zumal er auch Korrekturen lesen und Indices anfertigen musste. Insbesondere unterzog er sich der undankbaren Korrektur von Bethmanns italienischem Reisebericht, der aus hinterlassenen Papieren des Verfassers in dem Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde veröffentlicht wurde. Durch ihn ist das Manuskript, das Arndt in chaotischem Zustand in die Druckerei geschickt hatte, während des Druckes durchgesehen,

ist vieles Falsche und Veraltete noch im letzten Augenblick richtig gestellt worden.

Gleichsam zur Erholung von solchen Beschäftigungen arbeitete er in seinen Mussestunden an quellenkritischen Untersuchungen, indem er seine in München begonnenen Forschungen zur Florentiner Geschichtschreibung fortsetzte. Eine Anregung ging ihm von Pertz zu: er sollte mit einem Aufsatz über die Gesta Florentinorum einer von Otto Hartwig zu erwartenden Ausgabe zuvorkommen. Er hat die Arbeit binnen kürzester Frist ausgeführt und im Archiv veröffentlicht. Da aber die in deutschen Zeitschriften erscheinenden Aufsätze in Italien nicht genügend beachtet wurden, verband er alsbald diese Untersuchung und die ältere über die Malespini mit einer neuen über Dino Compagni zu einer selbständigen Publikation. Während seine ersten beiden Bücher auf Kosten des Böhmerfonds gedruckt waren, brauchte er Fickers Hülfe jetzt nicht mehr in Anspruch zu nehmen. Mit einer Empfehlung Doves wandte er sich im Februar 1874 an Salomon Hirzel in Leipzig. Hirzel — „ein Ehrenmann in des Wortes verwegenster Bedeutung“ — erklärte sich bereit, den Verlag zu übernehmen und ein Honorar zu zahlen. „So bat ich um 6 Thaler 20 Gr. (den Bogen), die er denn mit Vergnügen gewährte. Der von mir vorgeschlagene Titel ‚Zur Geschichtschreibung der Florentiner‘ gefiel dem alten Herrn aber ganz und gar nicht. Ein Buch mit dem Titel ‚Zur‘ sei nicht lebensfähig, er empfehle ‚Florentiner Studien‘. Ich dachte, Klimpern gehöre zum Handwerk; und weil Hirzel mir eben ein so nobles Honorar bewilligt hatte, so mochte ich gegen den anspruchsvollen Titel keinen Einwand machen.“

Das Buch wirkte epochemachend. Mit revolutionärem Forschertrieb wurde hier der Boden der Florentiner Geschichte bis in das Zeitalter Dantes hinein aufgewühlt und neu geschichtet. Wie er in dem Aufsatz über die Malespini ein vielbenutztes Geschichtswerk zerstört, so schafft er in den Gesta Florentinorum Bausteine für die Rekonstruktion von verlorenen Annalen herbei. Bescheiden will er nur eine Vorarbeit für den Wiederaufbau liefern; aber über die von ihm erreichten Resultate ist man trotz Zuziehung neuen handschriftlichen Materials bisher kaum hinausgekommen.

Als den inhaltlich wichtigsten Teil des Buches betrachtete er die Arbeit über Dino Compagni. Schon drei Jahre zuvor, bei der Entlarvung der Malespini, hatte er Zweifel an der Echtheit Dinos ausgesprochen. Jetzt schritt er an eine strenge Prüfung und fand auch bei ihm in seinen zeitgenössischen Berichten so viele Verstösse, dass er das klassische Werk ebenfalls als eine Fälschung erklärte. Die Entdeckung erregte ungeheures Aufsehen, zumal in Italien und ganz besonders in Florenz. Gegen den Angriff erhoben sich zahlreiche Verteidiger, unter ihnen Isidoro Del Lungo, der in seinem dreibändigen Kommentar für die Autorschaft Dinos schweres Geschütz auffuhr. In felsenfestem Glauben an eine Fälschung hat Scheffer lange hartnäckig gekämpft. Als er aber schliesslich seinen Irrtum erkannte, wirkte er zu seiner Berichtigung selbst wesentlich mit und nahm die Anklage mit einem ihn ehrenden Freimut zurück: „Meine frühere Ansicht, Dinos Namen sei aus der historischen Literatur zu streichen, erscheint mir heute durchaus verfehlt vermittelt eines reichen Materials, das zum Teile uns Deutschen nicht zugänglich war, konnte er (Del Lungo) manche Bedenken entkräften; und gern erkläre ich, dass er viel mehr Anerkennung verdient, als er wohl gefunden hat, auch als ich ihm selbst anfänglich zugestehen mochte.“ Bis heute sind die Widersprüche im Dinotext noch nicht alle aufgeklärt. Scheffers Verdienst ist es, zuerst auf das interessante Problem hingewiesen und zu seiner Lösung mittelbar wie unmittelbar beigetragen zu haben. Neben der beschränkteren Dinofrage wurde die umfassendere Aufgabe, zu der er den Grund legte, nicht weiter gefördert: die kritische Sichtung der Quellen Villanis bleibt als das wichtigste Thema der älteren Florentiner Historiographie noch in Zukunft auszuführen.

Ueber den Florentiner Studien schwebt der Stern Dantes. Die Verehrung für den Dichter hatte Scheffer getrieben, seine Mussestunden der Geschichtschreibung von Florenz zu weihen, und infolge seiner kritischen Untersuchungen erschien ihm nun wieder die Epoche Dantes in einem neuen Lichte; er plante ein Werk „Zur Politik und Kultur der Danteschen Zeit“. Aber erst nach Jahren ist aus seinen Danteforschungen ein Buch von engerem Umfang hervorgegangen.

Nach Vollendung der Florentiner Studien und Abschluss des Alberich wandte er sich wieder ganz den Regesten zu, für die er bei Pertz das grösste Entgegenkommen fand. Im Januar 1874 verhandelte er bereits mit Ficker über Muster zum Probedruck, und im November 1874 stellte er die Beendigung der Arbeit, soweit die Benutzung von Urkunden in Betracht käme, für einen nahen Termin in Aussicht. Das Werk blieb bekanntlich ungedruckt. Aber ohne mit der eigenen Arbeit an die Oeffentlichkeit zu treten, unterstützte er im stillen seinen Freund Stumpf: im letzten Band der Stumpfschen Regesten, den Ficker 1883 herausgab, rührt fast die Hälfte der Nachträge von Scheffer her.

Die eintönigen Regesten- und Monumentenarbeiten begleitete in Berlin wie in München eine abwechselungsreiche Rezensions-thätigkeit. Da er sich zum Gegenstand seiner Kritik ausser Spezialforschungen auch umfassende Darstellungen wählte, so fand er hier manche Anregung, wie ihn z. B. Schirrmachers „Letzte Hohenstaufen“ zum Studium der Geschichte Manfreds veranlassten. Im Gegensatz zu so vielen Kritikern unserer Zeit, deren Oberflächlichkeit er in späteren Jahren oft beklagte, nahm er das verantwortungsvolle Amt des Zensors ausserordentlich schwer und bemühte sich möglichst tief in den Stoff einzudringen. Stets von „ehrlichem Streben nach dem Richtigen“, nicht von einer „Sucht des Verneinens“ geleitet, beschränkte er sich nur selten auf die blosser Negation, sondern suchte meist auch auf ausser acht gelassene Momente hinzuweisen. Einzelne seiner Rezensionen kommen an Umfang und Inhalt selbständigen Untersuchungen gleich.

So segensreich eine solche Auffassung der Kritik für die Wissenschaft war, die Kritisierten waren mit seiner Methode nur selten zufrieden. Das Lob im allgemeinen auszusprechen, den Tadel im einzelnen zu begründen, hielt er für Recht und Pflicht des Kritikers. Da er es hierbei meisterhaft verstand, die Mängel einer Arbeit aufzudecken, so wurde er bald der Schrecken seiner Freunde und Feinde. Die Freunde, denen er durch eingehende Besprechung ihrer Werke eine besondere Aufmerksamkeit zu erweisen glaubte, waren von der Wohlthat meist wenig erbaut. Und geradezu furchtbar konnte er den Feinden werden, die er ohne Schonung vor seine Klinge forderte. Wenn er auch persönliche Anspielun-

gen vornehm mied, sachlich ging er um so schärfer vor, indem er mit treffendem Witz, mit ernster Satire und heiterer Ironie den Gegner verfolgte. Schon in den Rezensionen, die er 1867 nach Beendigung seines ersten Buches verfasste, trat seine Eigenart zu Tage: in den Besprechungen seiner Landsleute Hechelmann und Tourtual enthüllte er seine kriegerischen Fähigkeiten, in denen seiner Freunde Lehmann und Varrentrapp zeigte er sich bestrebt, „zu berichtigen und zu ergänzen“. Er gab dann zunächst das Rezensieren wieder auf, da ihm Busson freundschaftlichst versicherte, er schreibe „schrecklich ungeschickt“, und da er sich auch selbst noch nicht reif genug „an Jahren und Wissen“ fühlte. Durch Ficker wurde er, freilich nur mit Mühe, von einer Kritik der Stumpfschen Regesten zurückgehalten. Kampfeslustig erschien er bereits 1870 aufs neue in der Arena: er begann mit einer recht geschickten Anzapfung Bussons, liess darauf an Waitz und Schum seinen Groll gegen die Göttinger Schule kräftiger aus und brachte einige Italiener zur Strecke. Später erkannte er in der Besprechung des 22. Monumentenbandes die grossen Verdienste von Waitz voll an, befehlissigte sich Dove, Winkelmann u. a. gegenüber eines liebenswürdigen Tones und gab mit dem fast uneingeschränkten Lob, das er einer Göttinger Arbeit von Johannes Heller zollte, seiner Rezensenthätigkeit vorläufig einen versöhnenden Abschluss.

Bei den Monumenta Germaniae hatten sich inzwischen Veränderungen vorbereitet, die ihm einen Wechsel seiner Stellung besonders wünschenswert machten. Pertz, dem er in der Vorrede zum Alberich einen warmen Nachruf hielt, sollte den hohen Sitz verlassen, welchen er seit den Zeiten des Freiherrn vom Stein mit Ehren bekleidet hatte. Als der berufenste Nachfolger galt schon lange zuvor der grosse Waitz, „der sie ja alle um eines Hauptes Länge überragt, auch die breitesten Schultern hat und mithin überall mit seinen Ansichten durchbrechen wird.“ Scheffer sah der bevorstehenden Neuorganisation mit Misstrauen entgegen und fürchtete nach der bisherigen Ungebundenheit die straffe Zentralisation unter einem energischen Leiter. In seinem Hang zur Opposition fand er die Berufung von Waitz zu kostspielig, indem er sich zu Rankes Ansicht bekannte: „Für solche Unternehmungen bedürfe es nur leidlicher Kenntnisse, guter Verbindungen und

dauerhafter Gesundheit.“ Wie anders hatte er einst von München aus die Aufgabe der Monumenta im Vergleich zu der der Regesten als eine wichtigere gepriesen. Sein Eifer war in Berlin schnell genug erkaltet: von der vorwiegend formalen Thätigkeit fühlte sich sein Geist nicht befriedigt, und er verstieg sich öffentlich zu dem Ausspruch, „dass das Textemachen an und für sich, dass die simpele Wiedergabe von Handschriften keine wissenschaftliche Arbeit sei.“

Während er sich nach einer anderen Beschäftigung sehnte, hatte er sich mit den Berliner Verhältnissen vollständig ausgesöhnt. An Weiland besass er einen Freund und Kollegen „von ganz ausgezeichneten Eigenschaften.“ Ausserdem umgab ihn „ein Kreis älterer und jüngerer Fachgenossen, wie er angenehmer nicht zu denken ist.“ Von früheren Bekannten traf er Toeche und Lehmann wieder. Dem alten Droysen trat er näher, und viel verkehrte er mit Wattenbach und Nitzsch, die während seiner Monumententhätigkeit an die Berliner Universität kamen. Diese beiden waren es auch, die ihn im Dezember 1874 aufs wärmste nach Giessen für einen Lehrstuhl der mittelalterlichen Geschichte empfahlen. Insbesondere rühmte Nitzsch neben seinen wissenschaftlichen seine persönlichen Gaben: „Mit einer seltenen Reife des Urteils vereint er eine ebenso angenehme Feinheit und Unbefangenheit der Haltung, was ich umsomehr hervorheben darf, weil ich es im lebendigen Verkehr mit ihm, dem Katholiken, gerade in dieser Zeit immer von neuem zu beobachten Gelegenheit hatte.“

Seinen katholischen Taufschein empfand er damals wie später als Hindernis. Bitter klagte er, „dass bei uns in Preussen auf das dogmatische Bekenntnis soviel Wert gelegt wird. Obwohl die protestantischen Professoren ja wissen, dass ich innerlich auf die dogmatischen Unterscheidungen nicht den geringsten Wert lege, so rufen sie doch, wenn mein Name einmal genannt wird, ich sei ja als Katholik unmöglich. Die Katholiken aber, gleichviel ob Alt oder Neu, mögen mich erst recht nicht; denn nach meiner Geburt sollte ich mich der einen oder anderen Partei zuwenden, mit meinen Ueberzeugungen stehe ich beiden gleich fern, ebenso fern als den dogmatischen Protestanten.“

Bei seinem wissenschaftlichen Ruf hatten sich ihm im Laufe

des Jahres 1874 schon verschiedene Aussichten auf eine Professur eröffnet, die meisten freilich ausserhalb Preussens. In Freiburg wurde er *pari loco* mit Simson vorgeschlagen; in Prag, was ihn arg verschmupfte, an dritter Stelle nach Arndt und Emmeler. Im katholischen Münster scheiterte seine Berufung im letzten Augenblick an unvorhergesehenen Zwischenfällen. Mit Erfolg durchgedrungen ist er schliesslich Anfang 1875 in dem protestantischen Giessen, wo Wilhelm Oncken und der Romanist Lemcke für ihn eintraten. Obgleich die Universität klein, das Gehalt gering, die Professur ein Extraordinariat war, nahm er die Einladung der hessischen Regierung dankbar an. Hatte er erst den Fuss im Bügel, dann hoffte er schnell weiterzukommen. Die Hauptsache war, dass er, ohne Privatdozent gewesen zu sein, sich sogleich auf die Höhe einer Professur emporschwang, dass er eine feste staatliche Anstellung erhielt, in der er sorgenfrei sich seiner Wissenschaft widmen konnte. Mit 31 Jahren hat er dies Ziel erreicht.

In klarer Erkenntnis der ihm verliehenen Gaben sammelte er von früh an alle seine Kräfte in der Wissenschaft. „Wenn ich Wünsche habe,“ schrieb er 1872 an Ficker „so richten sie sich auf den Katheder, nicht auf die Tribüne; und ich kenne das Mass meiner Fähigkeiten zu gut, als dass ich nicht wüsste, meine Feder werde bei dem ersten Ansatz zu einem politischen Artikel jämmerlich zerbrechen. Meine Kraft reicht nicht über die ganz simple gelehrte Forschung hinaus, und weil ich doch etwas leisten will, so werde ich gewiss nie mich über den mir von der Natur angewiesenen Kreis hinauswagen.“

Wie von der Politik hielt er sich von religiösen Parteien fern. An der altkatholischen Bewegung nahm er nicht teil. Hätte er freilich für eine Partei sich entscheiden müssen, würde er die altkatholische als „die liberalere und staatsfreundliche“ gegen die Ultramontanen unterstützt haben. Denn den Ultramontanismus „perhorreszierte“ er, wie jede Richtung, die ihre Anschauungen in die Wissenschaft trug. Ohne politische oder religiöse Vorein-

genommenheit an die keusche Wissenschaft heranzutreten, war die Grundforderung, die er an einen Forscher stellte, und die er selbst immer erfüllt hat.

Bei der hohen Auffassung von seinem Beruf musste der Mensch ganz in dem Gelehrten aufgehen. Neben der Wissenschaft vermochten Politik und Religion, Kunst und Natur, ja selbst die Liebe zum Weibe keine tieferen Eindrücke in seiner Seele zu hinterlassen. Zwar besass er für Frauenschönheit ein empfängliches Herz; und ritterlich ist er für das schwächere Geschlecht in die Schranken getreten: die Treue der Frauen von Weinsberg hat er schon auf der Schule als Dichter besungen, hat er dann als Historiker gegen „unliebenswürdige Kritik“ verteidigt. Aber wenn er auch sich leicht begeisterte, eine dauernde Leidenschaft empfand er allein für die Wissenschaft. Noch als Dreissigjähriger beichtete er halb ernst halb scherzend einem Freunde, dass er trotz aller Anstrengungen bisher nicht fertig gebracht habe, „jenes intensive Gefühl, das wir in seiner Verbindung mit Annexionsgelüsten die Liebe nennen, länger als 24 Stunden zu empfinden. 24 Stunden ist annoch mein Maximum; dann trinke ich Bier, reisse Konjekturen, esse Sauerkraut und schreibe Rezensionen, als ob nichts geschehen wäre. Es ist recht unangenehm, zumal ich das Warum und Weshalb nicht eruieren kann.“ Mit launiger Selbstironie suchte er die Erklärung in einer Anekdote zu geben: „Hundert von schönen Mädchen bin ich schon begegnet, aber erwärmt hat mich noch keines. Nur einmal, als ich noch auf Obersekunda sass, glaube ich so etwas wie Liebe empfunden zu haben; aber Lina war zwei Jahr älter als ich, und kaum sass ich auf Unterprima, da heiratete sie einen Ingenieur. Seitdem hat sich mein Herz verhärtet, und ich glaube alle Liebesfähigkeit verloren zu haben.“

Sein verstandesklarer Geist wusste sich innerhalb wie ausserhalb seiner Wissenschaft zu konzentrieren. In den selbstgezogenen Grenzen hat er sich harmonisch entwickelt.

Im Gegensatz zu der Studentenzeit, in der er ein Geschichtschreiber zu werden versprach, bildete er sich von 1867 bis 1875 in der Schule der Regesten und der Monumenta Germaniae ausschliesslich zum Geschichtsforscher aus. Dieser Wandel lässt sich aber nicht aus der langen Regesten- oder der kurzen Monu-

mententhätigkeit allein herleiten. An Zeit und Musse mangelte es ihm nicht. Während der Regestenarbeit hat ihn Ficker sogar wieder und wieder zu einem darstellenden Werk angespornt. Auch Waitz hat ihn dazu ermuntert. Aber statt einer Geschichte des Lombardenbundes schrieb er in München die Paderborner Annalen; statt einer Studie über Friedrich I., die er in der Historischen Zeitschrift veröffentlichen wollte, erschienen in Berlin die Florentiner Studien. Wohl äusserte er selbst gelegentlich den Wunsch nach einer Arbeit, an der er „noch etwas anderes als Sammelfleiss und Kritik“ zeigen könne, und erklärte beim Abschied von den Monumenta Germaniae es geradezu für seine Pflicht, an einem grösseren Stoff wenigstens einmal den Versuch zu machen, ob er sich „zur Darstellung und politischen Würdigung ebensowohl eigene als zur philologischen Behandlung der Quellen.“ Aber weder eine Schilderung von Dantes Zeitalter noch andere Pläne kamen zur Ausführung. Bot hierfür seine akademische Thätigkeit auch eine neue Erklärung, der letzte Grund lag nach wie vor in seiner Natur, die sich weniger zu darstellenden als zu kritischen Arbeiten hingezogen fühlte. Bereits im Januar 1868, noch ehe er die Paderborner Annalen begonnen hatte, that er den bezeichnenden Ausspruch, dass er „für die alleinige Kritik weit mehr Geschick als für die Darstellung habe.“ Bewusst beschränkte er sich so auf die geistige Thätigkeit, zu der er seiner Anlage nach in erster Reihe prädestiniert war.

Für die Bewältigung weitausschauender Aufgaben erwies sich schon seine schwache Körperkonstitution wenig geeignet. Auf kurze Zeit war er bei aussergewöhnlicher Spannkraft aussergewöhnlicher Leistungen fähig: sein regsamer Geist pflegte neue Gebiete im Sturmschritt zu betreten, und, wenn er auch über die Dauer der Detailausführung sich meist sanguinisch täuschte, im grossen Wurf waren seine Werke erstaunlich rasch hingestellt. Seinem Organismus entsprechend wählte er sich daher kleinere Arbeitsfelder: statt sich lange mit einem Thema zu beschäftigen, liebte er es, abwechselnd nach verschiedenen Richtungen hin Streifzüge zu unternehmen, oft dem Zufall folgend, bald hier bald dort einen Spatenstich zu thun und, wo er auf ungehobene Schätze stiess, in die Tiefe zu dringen. „Gerade mich hat die Natur so angelegt,

dass ich immer nur nach freiem Impulse arbeiten sollte.“ Obschon er gelegentlich über seinen wissenschaftlichen „Lohndienst“ klagte, haben doch die Regesten und die Monumenta wie die spätere Lehrthätigkeit seiner „Bummellust“ freien Spielraum gelassen, ja häufig seinem Forschertrieb die Wege gewiesen.

Was ihn speziell zum Forscher erhob, waren zuvörderst seine Charaktereigenschaften: der unerschrockene Mut und der urtheilsfreie Sinn, mit denen er die Aufgaben anfasste, die unbestechliche Wahrheitsliebe und die strenge Pflichttreue, mit denen er die Arbeiten, selbst wenn sie ihm keine innere Befriedigung gewährten, bis in die feinsten Einzelheiten ausführte. Hand in Hand mit den seltenen Charaktereigenschaften ging eine ungewöhnliche Vereinigung geistiger Kräfte: eine das Einzelne erfassende Beobachtungsgabe und ein ausgebildeter Sinn für das Wesentliche, ein auf die konkrete Wirklichkeit gerichteter kühler Verstand, der mit zwingender Logik Beweise führen konnte, und eine sich frei erhebende warme Phantasie, die divinatorisch Kombinationen zu schaffen vermochte. Dass er mit den inneren wie mit den äusseren Sinnen sich in die Probleme versenkte, das verlieh ihm die überlegene Sicherheit, mit der er die schwersten Rätsel meist spielend löste, verlockte ihn freilich zuweilen auch zu einer trügerischen Selbstgewissheit.

Mit seiner impulsiven Phantasie steht seine Abneigung gegen feste Systeme im Zusammenhang: als Ketzer pflegte er sich gern mit kühnen Sprüngen über starre Dogmen hinwegzusetzen. Aus dieser Antipathie erklären sich seine Angriffe gegen die Diplomaten strenger Observanz, unter denen er gar manche Pedanten — „eine Art moderner Byzantiner“ — zu entdecken glaubte. Der Schule Sickels gegenüber vertrat er die Richtung Fickers: statt der diplomatisch paläographischen Pfade bevorzugte er die seiner Veranlagung näherliegenden Wege der inneren Kritik.

Seine individuelle Art offenbarte sich auch in der Form seiner Darstellung, die bei vielen den Eindruck der Manieriertheit erweckte. „Es liegt in meiner Natur“ so schrieb er 1874 an Ficker „ganz gewiss etwas Aphoristisches; ich kann nur andeuten, nicht bis in alle Einzelheiten ausführen. Das ist es wohl, was Sie und andere Leute Manier nennen. Doch, wie ich glaube, mit Unrecht.

Denn zur Manier gehört doch Absicht, bewusste Künstlichkeit, und eine solche ist bei mir ganz und garnicht vorhanden. Wenn ich einmal über das Materielle Klarheit habe, so schreibe ich so rasch und schnell nieder, dass ich mich hinterher oft wundern muss, soviel in so kurzer Zeit gefördert zu haben. Künstelei liegt mir daher ganz fern; und was Sie an meinen Arbeiten Manier nennen, muss mir daher wohl tief im Blute stecken.“ Es ist kein Zufall, dass er auf der Schule ein schlechter Mathematiker war. Seine Denkform war eine aphoristische: „Ich liebe das Schlagende, wo Satz um Satz sich gegenüberstehen, unvermittelt, doch für den aufmerksamen Leser wohl verständlich.“ Ein anderer Grundzug seines Stils beruht auf seiner plastischen Anschauungsweise: er mied abstrakte Gedankengänge und wusste auch den sprödesten Stoff in einer durchsichtigen Gliederung, in einer klaren, oft bilderreichen Sprache leicht fasslich darzustellen. Hierbei war er stets bestrebt, die Gedanken in die knappste Form zu kleiden. Dazu kam sein ästhetisches Gefühl: wie eine unschöne Ausstattung der Bücher, so verletzten ihn die kleinsten sprachlichen Unebenheiten. In anmutigen Erzählungen und packenden Untersuchungen wollte er Geschmack zeigen, in feinsinniger Kritik und humorwürzter Polemik Eleganz entwickeln.

Obschon er als gewandter Stilist immer leicht einen treffenden Ausdruck fand, feilte er unablässig an der Form und war namentlich mit seinen grösseren Werken selten zufrieden. Die Studie über Philipp August schien ihm mit den Mängeln eines Erstgeborenen behaftet. Den im „Provinzialgeschichtszeitschriftenstil“ geschriebenen Bernhard zur Lippe wagte er anfangs seinem Lehrer Ficker nicht zuzusenden. Selbst die Paderborner Annalen nannte er „plump und schwerfällig.“ Er war ein strenger Richter: wie die Form fremder Werke, so vermochte auch die seiner eigenen Arbeiten nur schwer seinem kritischen Auge zu genügen.

Ein hohes Ziel hatte er sich gesteckt: er wollte im Inhalt die Erkenntnis der Wahrheit fördern, der Form nach möglichst vollendete Kunstwerke schaffen. Der Wahrheit und der Vollendung konnte er aber in begrenzten Spezialforschungen eher nahe kommen, als in umfassenden historischen Darstellungen. In den kleinen Kreisen, auf die er sich beschränkte, wurde er ein grosser

Meister: seine Forschungen gleichen Kabinetttücken in der wissenschaftlichen Literatur.

IV.

Nächst Ranke und Waitz findet man kaum einen dritten deutschen Historiker, der als akademischer Lehrer eine so fruchtbringende Wirksamkeit entwickelt hat wie Scheffer-Boichorst. Aber sein Lehrtalent brach sich nicht gleich seinen anderen Gaben von selbst Bahn. Die Professur hatte er freilich von Jugend an erstrebt, doch vornehmlich weil er hoffte, auf diesem Wege sich unbehindert wissenschaftlich bethätigen zu können. Ein innerer Drang zu lehren, seine Gedanken durch das lebendige Wort zu verbreiten, hat ihn nicht in die akademische Laufbahn getrieben. Von einer Habilitation, die er bereits Ende der 60er Jahre in München oder Würzburg plante, stand er zunächst ab, da er die freie Zeit, die ihm die Regesten liessen, lieber zu anderen Arbeiten benutzen wollte. Als er 1871 den Plan wieder aufnahm und schon eine Vorlesung über die Geschichte der Päpste vorbereitete, trat der Ruf an die *Monumenta Germaniae* dazwischen. Dass er dann 1875 eine Professur erhielt, bedeutete einen wichtigen Wendepunkt in seiner Entwicklung: während er bisher ausschliesslich seiner in der Vergangenheit ruhenden Wissenschaft gelebt hatte, sollte er jetzt im praktischen Beruf auf seine Zeitgenossen wirken. Wie er nichts im Leben halb that, widmete er nun alle seine Kräfte dem neuen Amt, sodass zeitweise selbst der Gelehrte vor dem Lehrer in den Hintergrund trat.

Mit dem Kolleg „Geschichte der Hohenstaufen“ begann er zu Pfingsten 1875 in Giessen seine Lehrthätigkeit. 8 Hörer fanden sich ein! Dies war für den Anfang auf einer Universität, die etwa 300 Studenten zählte, noch mehr als er erwartet hatte. Der Vortrag fiel ihm nicht leicht: „Ich suche möglichst frei zu sprechen, muss aber zu meinem Aerger sagen, dass es mir bisher noch nicht gelungen ist, mich von meinem Hefte ganz zu emanzipieren.

Dazu spreche ich zu rasch; ich finde es sehr schwer, ein richtiges Tempo einzuhalten. Auch will es mir noch nicht gelingen, für die Stunde etwas in sich Geschlossenes zu geben; ich komme nie bis zu dem Ziele, das ich beabsichtigt habe.“ Die Mühe machte sich bald belohnt: seine nächste Vorlesung „Geschichte des Mittelalters“ war schon von über 20 Hörern besucht. Weniger befriedigend gestaltete sich der Besuch der Uebungen, der von 4 auf 6 Studenten stieg. Schlimmer als die geringe Anzahl war, dass den wenigen alle Vorkenntnisse fehlten. „Ueberdies“ so schrieb er im September nach den Erfahrungen des ersten Semesters „ist der Giessener Student an ein Pathos, vielleicht auch an einen Phrasenreichtum gewöhnt, der mir so zuwider ist, als ihn mir anzueignen ganz und gar über meine Fähigkeiten geht. Die Uebungen begannen erst dann zu ziehen, und auch da nur bei zweien (denn die anderen blieben teilnahmslos), als ich bei der Lektüre Ottos von Freising fand, dass Josephus De bello judaico in ähnlicher Weise geplündert sei wie von Ragewin. Das war etwas Sensationelles, und das Sensationelle ist sozusagen ein Schwesterkind vom Pathetischen.“

Die kollegialen Verhältnisse, die damals auf der Giessener Universität herrschten, waren nicht gerade geeignet, dem jungen Professor eine grosse Meinung von seinen Standesgenossen einzuflössen: „Die Leute hassen sich ordentlich und behandeln ihre Zänkereien mit einer Tragik, für die mir alles Verständnis abgeht.“ Bei dem allgemeinen Kriegszustand musste er Farbe bekennen: er schlug sich zu der oppositionellen Minorität und verdarb sich so die Aussicht auf Beförderung. Aber schon während des zweiten Semesters begannen andere Hochschulen, Münster und Strassburg, sich um ihn zu bewerben. Im Frühjahr 1876 folgte er einem Rufe nach Strassburg und blieb diesem treu, als wenige Monate später ihn auch Tübingen an sich locken wollte.

Es war ein gewaltiger Sprung von einem Extraordinariat der kleinen hessischen Hochschule zu einer ordentlichen Professur der grossen Reichsuniversität. Für die Entfaltung seines pädagogischen Talents boten überdies gerade die eigenartigen Strassburger Verhältnisse einen besonders günstigen Boden. Die Strassburger Universität war wenige Jahre zuvor neu gegründet, ein Wahrzeichen

des Deutschtums in den wiedergewonnenen Provinzen: die junge Schöpfung, die eine nationale Aufgabe erfüllen sollte, wurde vom Staat mit verschwenderischen Mitteln bedacht; bedeutende Lehrkräfte wurden herangezogen; aus allen Teilen des Vaterlandes strömten die Studenten herbei. Wenn auch den von der ersten Begeisterung eingegebenen Erwartungen in mancher Beziehung eine Enttäuschung folgte, so hatten doch starke Individualitäten an dieser Stätte wie an keiner anderen die Möglichkeit, sich nach allen Richtungen hin frei zu bethätigen und, da die Schranken traditioneller Zustände fehlten, eigenhändig eine Tradition mit-schaffen zu helfen.

Scheffer gehörte allerdings nicht zu den Werkmeistern, denen es vergönnt war, hier den Grundstein zu legen. Für die Pflege seines Faches, der mittelalterlichen Geschichte, fand er schon eine feste Basis vor: ein grosses Auditorium und ein reich ausgestattetes historisches Seminar, das er von seinem Vorgänger Julius Weizsäcker übernahm. Für die neue Stellung fühlte er sich durch die nur einjährige Giessener Wirksamkeit nicht genügend geschult: „Es hat doch seine grossen Misslichkeiten, in eine ordentliche Professur mit vielen Pflichten hineinzukommen, ohne dass man sich durch vorausgegangenes Privatdozententum hätte vorbereiten können.“ Er fand, dass seine Produktion bisher nicht im richtigen Verhältnis zur Rezeption gestanden habe, und suchte durch angestrengte Arbeit, die er bis tief in die Nächte ausdehnte, dem Mangel abzuhelpen.

Die Vorlesungen bereiteten ihm „unendliche Mühe“, zumal er aus Rücksicht auf die Bedürfnisse der Studenten sich grösseren Themen zuwandte. „Ich ziehe immer weitschichtigere Literatur heran und stosse die Disposition oft drei- und viermal um. Das wäre für die Studenten gewiss nicht nötig, aber ich muss es zu meiner eigenen Beruhigung thun; und nach dem Kolleg bin ich dann doch oft mit mir sehr unzufrieden.“ So schrieb er im Januar 1877 an Ficker. Im Dezember desselben Jahres berichtete er: „Meist weiss ich am ersten Tage noch nicht, was ich am zweiten vortragen soll, und diese Art, aus der Hand in den Mund zu leben, hat etwas Aufreibendes. Dazu kommt dann noch eine doppelte Arbeit erfordernde Neigung für Collegia allgemeinerer Natur;

die Spezialitäten, welche sich ja viel bequemer zusammenarbeiten lassen, machen mir weniger Vergnügen. In diesem Semester lese ich allgemeine Verfassungsgeschichte, in vielfacher Uebereinstimmung mit Waitz, bei welchem ich das gleiche Kolleg gehört habe, aber dann auch wieder ganz von ihm abweichend. Augenblicklich stehe ich beim Lehenswesen, dessen verschiedene Entwicklung ich bei den verschiedenen Staaten verfolge. Das ist sehr lehrreich, erfordert aber ungeheuere Arbeit. Sehr ausführlich habe ich auch die einzelnen Staatsformen des Altertums behandelt; über das Mittelalter werde ich wohl nicht hinauskommen. Im nächsten Semester lese ich dann die politische Geschichte des Mittelalters, im Wintersemester lasse ich die Kulturgeschichte folgen. Ausserdem habe ich ein Kolleg über Kaisergeschichte und ein anderes über Interregnum bis Reformation. Neuere Geschichte kann ich leider nicht lesen, weil dieselbe schon ganz von Baumgarten besetzt ist.“

In dem Turnus seiner fünf Vorlesungen umspannte er die Geschichte des Mittelalters nach den verschiedensten Seiten. Trotz der ausgedehnten Stoffe, die er sich wählte, ging er philosophischen Betrachtungen möglichst aus dem Wege und hob allgemeine Gesichtspunkte und Ideenverbindungen nur selten hervor. Dafür brachte er stets mit geschickter Auswahl des Wesentlichen eine Fülle von Detail in straffer, übersichtlicher Gliederung. Insbesondere liebte er es, durch Vorführung von Kontroversen einen Einblick in den Werdegang der Wissenschaft zu geben. Hierbei nahm er zwischen den divergierenden Meinungen mit Bestimmtheit seinen Standpunkt; seine Persönlichkeit trat jedoch völlig hinter den Gegenstand zurück. Er war kein geborener Redner; aber in dem ruhigen Fluss seines Vortrags wusste er mit klarer Stimme scharf zu pointieren und durch den eleganten Schliff der Form wie durch den Reichtum des Inhalts gleichmässig Interesse zu erwecken und wachzuhalten. Der Hörerkreis seiner Privatvorlesungen stieg in Strassburg auf 50, später in Berlin auf 90, und der seiner öffentlichen Vorlesung auf 150 Studenten.

Der Schwerpunkt seiner akademischen Wirksamkeit lag jedoch nicht im Kolleg, sondern in den Uebungen, in denen seine Individualität unmittelbar zur Geltung kam. Erst allmählich bildete

sich die ihm eigentümliche Art des seminaristischen Unterrichts heraus. In Giessen (und noch mehrfach in Strassburg interpretierte er ein Quellenwerk: „Aber da ermüde ich über dem Einerlei derartig, dass zuletzt nichts mehr dabei herauskommt.“ Vorübergehend liess er dann Vorträge halten und besprach werdende Doktorarbeiten, eine weitverbreitete Methode, der z. B. Baumgarten und Schmoller huldigten; doch er erkannte bald, „dass davon eigentlich nur der Autor und etwa ein Referent, der das Manuskript gelesen hat, einen entsprechenden Nutzen hatten.“ Er schlug daher andere Bahnen ein, die allerdings weit mühseliger waren, ihn aber nach und nach zu den glänzendsten Lehrerfolgen führten: er suchte an Beispielen zu zeigen, „wie man historische Kritik üben soll“, und wählte zu diesem Zweck „methodisch interessante oder augenblicklich viel debattierte Kontroversen.“ „Dabei habe ich darauf Rücksicht genommen, dass jede einzelne Kontroverse höchstens drei Sitzungen in Anspruch nehme, und dann besonders, dass die Summe der Fragen, die im Semester behandelt werden, sich mit allen Seiten der historischen Aufgabe berühren, dass dabei Echtheit und Unechtheit, Abfassungszeit, Entstehungszeit, Autor, Quellenverhältnisse, Glaubwürdigkeit usw. an je einem Beispiel erläutert werden. Eine einzige grosse sich über das ganze Semester erstreckende Aufgabe habe ich seltener in Angriff genommen, teils weil die Geister leichter dabei ermüden, teils weil nicht immer dabei alle Seiten der historischen Methode zur Sprache kommen können. Doch zur Abwechslung habe ich von Zeit zu Zeit auch ein einheitliches Thema behandelt, z. B. die Papstwahlen des Mittelalters, die Entwicklung des Kurfürstentums, die deutsch-französischen Beziehungen im 13. Jahrhundert.“ Zwischendurch sprach er allgemeiner über Quellenuntersuchung und diplomatische Forschung, über die Anfänge der Kritik, über Fälschungen, über Formelbücher, Briefsteller u. a. m. Aber der eigentliche Gegenstand seiner Uebungen blieben doch stets konkrete Einzelfragen, Probleme, mit denen er sich beschäftigt hatte oder zur Zeit gerade beschäftigte. Dass er die neuen Ergebnisse seiner Forschungen im Schülerkreise zum ersten Male aufdeckte, das verlieh seinen Uebungen einen ganz besonderen Reiz: die Studenten durften so seine Werke im Entstehen beobachten und manchmal selbst

ein Steinchen zum Bau mitherbeischaffen. Es entsprach ebenso sehr seiner eigenen Neigung wie den Erfordernissen des akademischen Unterrichts, dass er mehr praktische Anleitung zu wissenschaftlicher Arbeit als theoretische Lehren gab: freie, offene Köpfe wollte er erziehen, nicht „einseitige Menschen, welche nach gegebenem Schema ordnen und rubrizieren.“

Dieselben Geistesgaben und Charaktereigenschaften, die ihn zum Forscher machten, erhoben ihn auch zu einem unvergleichlichen Lehrer und Erzieher der Jugend. Jede Untersuchung, die er vornahm, konnte in ihrer durchsichtigen Gliederung dem Schüler als Muster dienen: durch treffende Fragestellung fasste er zunächst das Ziel ins Auge; dann führte er planvoll mit sicherer Hand Schritt für Schritt vorwärts, räumte ein Hindernis nach dem anderen aus dem Wege, bis schliesslich die Lösung gefunden war. Neben dieser methodischen Schulung des Verstandes bot aber sein Unterricht, was noch höher anzuschlagen ist, eine Erziehung des Charakters. Das Streben nach Wahrheit, das ihn selbst erfüllte, pflanzte er auch seinen Schülern in die Seele. Wer sich unter seiner Leitung der historischen Wissenschaft nähern wollte, von dem verlangte er eine rückhaltslose Hingabe, einen reinen, vorurteilsfreien Sinn. Die innere Kraft seiner Lehre beruhte auf dem Vorbild seiner Persönlichkeit.

Seine Lehrweise erscheint durchaus original. Aber in vielem steht er doch, wie im Inhalt seiner Vorlesungen auch in der Art seiner Uebungen, auf den Schultern seines von ihm oft befehdeten Göttinger Lehrers. Schon Waitz stellte den Schülern als einzige immergültige Forderung „den Ernst der Wissenschaft und die Ehrlichkeit der Ueberzeugung.“ Schon Waitz nahm zumeist Untersuchungen über Spezialfragen vor, knüpfte nur selten an einen Schriftsteller an, sprach über Methode der Forschung nur zu Beginn eines Kursus und war bestrebt, der pädagogischen Anleitung keinen systematischen Charakter zu geben, sondern allgemeine Grundsätze an einzelnen Beispielen zu entwickeln. Diesen Rahmen des Unterrichts, den Ranke und Waitz geschaffen hatten, füllte Scheffer mit seiner Individualität auf das glücklichste aus.

Sein Seminar, das ausser von Historikern auch viel von Philologen besucht wurde, zählte in Strassburg im ersten Semester 12,

im zweiten bereits über 20 Mitglieder. In den nächsten Jahren wusste er durch strengere Auswahl die Zahl wieder herabzuminde-
 dern. In Berlin nahm freilich der Andrang zu seinen Uebungen
 derartig zu, dass er meist über 30, einmal sogar 45 Studenten
 unterrichten musste. Wie er sich selbst auf jede Sitzung sorgfältig
 vorbereitete, so verlangte er auch ein Gleiches von seinen Schü-
 lern; nur wer sich vorher mit dem Gegenstand ganz vertraut ge-
 macht hatte, konnte den vollen Nutzen aus seinem Unterricht
 ziehen.

Seine Lehrthätigkeit blieb natürlich nicht auf Vorlesungen
 und Uebungen beschränkt. Schon in seinem zweiten Strassburger
 Semester wurde er Examinator. Da ihm die Erfahrung fehlte,
 musste er anfangs Ficker um geeignete Themen für Dissertationen
 bitten, zumal seine Vorlesungen ihn zunächst stark in Anspruch
 nahmen. Sobald er Zeit fand, hat er dann mit Aufopferung an der
 Ausbildung der Studenten gearbeitet. „In dieses enorm teure
 und trotzdem ganz freudlose, dazu noch ungesunde Strassburg
 würden sich nicht eben viel Studenten verlieren, wenigstens nicht
 von den ärmeren Philologen, wenn es nicht draussen bekannt wäre,
 dass es hier Professoren giebt, die sich ganz intensiv mit den
 Studenten und ihren Arbeiten beschäftigen. Zu dieser Sorte von
 Professoren gehöre auch ich —“ so schrieb er im November 1886
 an Ficker. Und in einem früheren Brief vom März 1882: „Meist
 sind wir hier ja Luxusprofessoren. Die wenigen aber, die für die
 Studenten und nicht ihrer selbst wegen dasind, müssen sich nun
 auch ganz den Studenten widmen. In den ersten Jahren habe ich
 sie mir ferngehalten, weil ich Collegia ausarbeiten musste. Das
 geht nicht mehr, und ich bin jetzt Stunden und Tage mit ihnen be-
 schäftigt. Sofern man's mit gescheitern Leuten zu thun hat, kann
 man sich's ja gefallen lassen; aber es sind auch viele arme Tröpfe
 darunter, und da doch auch diese zu uns gekommen sind, um
 Doktor zu werden, so haben sie den gleichen Anspruch. Sobald
 wir wenigen aufhören, uns in so intensiver Weise mit den Stu-
 denten zu beschäftigen, läuft alles davon. Fuchse kommen ohnehin
 nie hierher, es sind immer nur Leute, die zum Abschluss ihrer
 Studien die ganz persönliche Anleitung haben wollen. In diesem
 Semester haben nicht weniger als 4 bei mir den Doktor gemacht.“

Als Kritiker hatte er einst über die Dissertatiönchen gespottet, deren Verfasser „immer vielen Fleiss, zuweilen einige Gelehrsamkeit, selten ein wenig Scharfsinn bekunden.“ Als akademischer Lehrer stellte er dementsprechend hohe Anforderungen und stachelte die Studenten zu umfangreichen Werken an. Sein Hauptgesichtspunkt war, dass die Arbeiten, die aus seiner Schule hervorgingen, die Wissenschaft förderten. Seine persönliche Hülfe erstreckte sich nur auf gelegentliche Ratschläge: er liess der Individualität des einzelnen völlige Freiheit. Allerdings klagte er namentlich anfangs, dass nur wenige, die zu ihm kamen, „sich zu eigener wissenschaftlicher Arbeit eignen“, dass „Gymnasiallehrer zu bilden“ am Ende mehr sein Beruf sei „als die Gelehrtenfabrikation“. Aber im Laufe der Jahre fand sich doch eine lange Reihe von Schülern, die ihm folgend die Gelehrtenkarriere einschlugen, viele, die auch als Schullehrer und Archivare sich weiter wissenschaftlich bethätigt haben; und selbst für die, welche später ganz im praktischen Berufe aufgingen, war es doch ein dauernder Gewinn, dass sie einmal unter seiner Leitung das Heiligtum wahrer Wissenschaft hatten schauen dürfen.

Der strenge Lehrer war zugleich seinen Schülern ein väterlicher Freund: er beschränkte sich nicht auf die wissenschaftliche Anleitung, sondern knüpfte mit ihnen auch menschlich nahe Beziehungen an. Regelmässig vereinigte er in jeder Woche nach den Uebungen die Seminarmitglieder zu einer Seminarkeise, und einmal im Semester lud er sie zu einer Bowle in die Post zu Kehl ein. Am Arm eines Schülers wanderte er wohl nach dem Kolleg hinaus vor die Wälle zum Rheine, und an Feiertagen unternahm er mit seinen Getreuen gemeinsame Ausflüge. Da fielen die Schranken, die den Professor von den Studenten trennten; da herrschte ein ungezwungen heiterer, oft ausgelassen kräftiger Ton; da verkehrte als gleicher mit gleichen der gereifte Mann mit den Jünglingen. Mit schalkhaftem Humor liebte er sie scharf zu necken, mit sarkastischem Ernst in ihre Debatten klärend einzugreifen. In allen Nöten des Lebens, in denen sie sich an ihn wandten, trat er ihnen mit Rat und That helfend zur Seite. Wenn sie dann die Universität verliessen, bewahrten sie ihm eine treue Anhänglichkeit, und er begleitete sie auf ihrem weiteren Wege.

mit warmen Interesse. Oft bildete sich so ein unzerreissbares Freundschaftsverhältnis, wie es ihn seinerseits als Schüler mit Julius Ficker verband.

Die Studenten boten ihm einen Ersatz für die ihm fehlende Familie: ihnen kam zu gute, dass er unvermählt war. Sein kleines Hauswesen führten ihm die alte Frau Pierre und ihre Schwester Caroline Grell, die auf das beste für sein leibliches Wohlergehen sorgten. Während er in der ersten Strassburger Zeit noch viel an Schlaflosigkeit und nervösen Magenschmerzen litt, holte er seit Mitte der 80er Jahre „an Gedeihen und Blüte alles früher Versäumte doppelt und dreifach nach“. Auch gelangte er durch mehrfache Gehaltserhöhung zu einem gewissen Wohlstand. Da er freilich für den Unterhalt seines Vaters und seiner Schwester immer bedeutendere Summen beisteuern musste, blieb seine Vermögenslage nach wie vor ein Grund für sein Junggesellentum. Er hat wohl zeitweise darüber geklagt, doch es kaum dauernd schmerzlich empfunden. „Sollte ich einmal heiraten,“ so umschrieb er einst launig seine Wünsche „ich nehme ganz gewiss eine dumme Frau, die nichts anderes versteht, als die Mutter meiner Kinder zu werden und für meine Bequemlichkeit zu sorgen.“ Ein gescheites Weib mit „überweiblichem Verstand“ war nicht sein Geschmack: denn erstens, füchtete er, will sie herrschen, den Pantoffel schwingen; zweitens wünscht sie immer unterhalten zu sein, „und wie denn dieselbe sich mit allem Wissens- oder nicht Wissenswerten für einige Augenblicke beschäftigt hat, so verlangt sie auch vom Manne, dass er ein wahres Konversationslexikon sein soll. Diese beiden Erwägungen haben mir gerade vor den gescheiten Damen von jeher ein heimliches Grauen eingeflösst.“ Er suchte lieber die Gesellschaft der schönen Damen auf und spielte gern den Galanten. Sein feingeschnittenes Gesicht mit dem wohlgepflegten pechschwarzen Bart, auf den er nicht wenig stolz war, mochte den Frauen gefallen; die weiche einschmeichelnde Stimme, mit der er so liebenswürdig zu plaudern verstand, mochte Eindruck machen. Aber trotz alledem ist er „als Einspanner durch die Welt gefahren“.

Behaglich hauste er zuerst am Schifflautstaden, dann bei der Thomaskirche, in einem malerisch zwischen Wasser und Garten ge-

legenen Bau, dicht neben dem Philologen Emil Heitz, in dessen Familie er sich als Nachbar oft zu einer Whistpartie einfand. Auch sonst fehlte es ihm nicht an gemütlichem Familienverkehr; besonders gern ging er des Sonntags zu Johannes Dümichen, bei dem er, wie bei Heitz, seine Freunde Heinrich Hübschmann, Rudolf Schöll und August Sigismund Schultze traf. Mit seinem Fachgenossen Hermann Baumgarten stand er Jahre hindurch (erst zuletzt trat ein Zerwürfnis ein) „auf dem besten Fusse“: der Historischen Zeitschrift wollte er wegen der Behandlung, die Baumgarten erfahren hatte, keine Beiträge mehr liefern.

Trotz der angenehmen Geselligkeit, trotz der erfolgreichen Lehrthätigkeit hat er doch manches Mal bitter über den Strassburger Wirkungskreis geklagt. „Ich will von Strassburg fort,“ schrieb er 1882 an Ficker „weil die elsässische Politik in Grund und Boden verfahren ist, weil die Universität trotz der Tausende, die verausgabt werden, keine Zukunft hat, wegen der exorbitanten Teuerung Strassburgs und der nahen Nachbarschaft der billigen Freiburg und Tübingen keine Zukunft haben kann, und dann, weil die Sumpfluft dieser Rheinebene nicht zu meinem Organismus passt.“ Im Juni 1884 erging er sich Dove gegenüber in noch heftigeren Klagen: „Strassburg ist ein ganz abscheuliches Nest, und die germanisierende Aufgabe, um die man uns draussen beneidet, ist das reine Hirngespinnst. Elsässer kommen garnicht zu uns oder sind ohne jede Vorbildung; meist sind es Geistliche, die uns der Bischof schickt. Altdeutsche aber möchte ich lieber in der kleinsten Universitätsstadt bilden als hier.“ Gerade damals machte er als Dekan den Umzug in das neu erbaute Universitätsgebäude mit. Der Glanz, der hierbei entfaltet wurde, sagte ihm wenig zu. Er spottete über die Grösse der neuen Seminarzimmer, in denen man „ein Hürdenrennen“ veranstalten könne. „Die Pracht und Ausdehnung dieser Räume stellen Anforderungen an uns, die wir nie erfüllen werden. Jedenfalls wollte ich, dass ich nicht mit hinüberzuziehen brauchte oder doch bald wieder ausziehen könnte.“ Vergebens suchte er an eine andere Universität zu kommen. In Göttingen wurde er primo loco vorgeschlagen, doch von der Regierung wegen seines katholischen Taufscheins abgelehnt; in München scheiterte seine Kandidatur infolge

einer Kritik, die er an einem hohen Mitglied der dortigen Akademie, an Wegele, geübt hatte; nach dem kleinen Jena, das ihn aufzunehmen bereit war, mochte er nicht übersiedeln, und seine Hoffnung auf Breslau schlug fehl. Der Widerwille gegen Strassburg liess allmählich wieder nach; aber so wolkenlos heiter, wie der Strassburger Himmel ihm später von der Erinnerung verklärt erschien, ist er in der Gegenwart von seinen Augen nicht betrachtet worden.

„Ich bin hier ja nicht gerade ungerne, und wie sollte ich es auch, da ich eine bei unseren kleinen Verhältnissen recht ausgedehnte Thätigkeit habe. Aber ich finde doch, dass eine Veränderung für mich nun sehr zweckmässig sein könnte.“ Diese nüchternen Worte, die er Ende 1889 schrieb, bringen seine Stimmung in der letzten Strassburger Zeit zum Ausdruck. Dass damals Baumgarten sich von seiner Lehrkanzel zurückziehen wollte, legte auch ihm wieder den Wunsch nach Veränderung nahe. Und diesmal sollte es ihm glücken: als Nachfolger Wezsäckers, an dessen Stelle er einst nach Strassburg gekommen war, berief man ihn zum Frühjahr 1890 nach Berlin. Er nahm den Ruf an trotz mancher Bedenken. So oft er sich fortgesehnt, der Abschied wurde ihm schwer: „Die letzten Stunden in Strassburg! Ich kann nicht leugnen, dass mich da etwas ergreift, das wie Rührung und Wehmut aussieht. Es waren doch vierzehn lange, zum Teil sehr arbeitsvolle und auch schwere Jahre, und ich müsste kein Westfale sein, wenn ich da ganz leichten Herzens mein Bündel geschnürt hätte.“

„Dass ich ohne alle Illusionen dem Rufe folgte, dass ich Strassburg doch nur verliess, weil ich nun einmal musste, hat seine guten Früchte getragen. So konnte ich nicht enttäuscht werden. Dafür habe ich dann manches Gute gefunden, wo ich es kaum erwartete. Die Kollegen sind mir mit der grössten Liebenswürdigkeit entgegengekommen, und, wie es scheint, will der Berliner Student sich die Vorliebe, die der Strassburger für mich hatte, ganz zu eigen machen. Freilich ein so unmittelbarer Verkehr

mit den Studenten, wie ich ihn in Strassburg unterhielt, ist bei den grösseren Verhältnissen Berlins nicht wohl möglich; aber ich weiss auch nicht, ob er auf die Dauer mir erwünscht gewesen wäre. Mannigfache angenehme Beziehungen sowohl zu Einzelnen wie zu ganzen Familien haben sich schon ergeben, und ich hoffe, dass ich im Laufe der Zeit noch manchen Ersatz für mir lieben Strassburger Verkehr in Berlin finden werde. Was aber meine beiden alten Frauen betrifft, so ist es fast komisch, wie stolz sie sich als Berlinerinnen fühlen. Es erscheint ihnen in Berlin alles besser und das meiste auch billiger als in Strassburg. Viele neue Möbel, die anzuschaffen durch die grösseren Räume geboten war, sind ihnen eine rechte Freude, und etwa ein Eisschrank, den Caroline durchaus nicht länger entbehren wollte, lässt ihnen die ganze Wirtschaft in einem vornehmeren Lichte erscheinen —“ so schrieb er im Sommer 1890 an Strassburger Freunde. Gleichzeitig berichtete er Weiland: „Mir gefällt's hier nach wie vor ausgezeichnet . . . zum Teile aus Eitelkeit; denn man gefällt sich ja, wenn man anderen gefällt oder auch nur zu gefallen scheint.“

Der Wohnortswechsel brachte keine wesentlichen Veränderungen in seine Lebensführung. Selbst den persönlichen Umgang mit seinen Schülern wusste er trotz der grösseren Verhältnisse in Berlin ähnlich wie in Strassburg zu gestalten. Zu dem von Caroline bereiteten Mahl lud er gar oft Studenten oder Doktoren in sein Haus. Die Seminarkneipen konnte er zwar bald aus Gesundheitsrücksichten nicht mehr so regelmässig wie früher abhalten. Aber ein engerer Kreis von Vertrauten fand sich allwöchentlich an seinem Stammtisch im „Burggrafen“ ein. Wie ein Vater in seiner Familie feierte er in ihrer Mitte seinen Geburtstag, und am Heiligen Abend wurde ihm von ihrer Hand der Weihnachtsbaum geschmückt. Der vertraute Verkehr mit der Jugend war ihm stets ein wahres Herzensbedürfnis.

Auch seine Lehrthätigkeit zeigte in Berlin keine eigentlich neuen Züge, nur dass sie an Ausdehnung, dem Umfang der Universität entsprechend, bedeutend zunahm. In Strassburg hatte er sich einst nach einem weiteren Wirkungskreis gesehnt. Jetzt empfand er dagegen, dass für den Seminarunterricht, auf den er ja den Hauptwert legte, die grosse Schülerzahl wenig förderlich

sei. So hegte er bald wieder den Wunsch, nach den kleinen Strassburger Verhältnissen zurückzukehren.

Es lag in seiner kritisch veranlagten Natur, dass er sich nie lange an einem Ort wohl fühlte. Aber in Berlin kamen doch die mannigfaltigsten Gründe zusammen, um ihm den Aufenthalt zu verleiden. Die Art der Berliner war dem Westfalen nicht sympathisch; der Lärm und das Hasten der Grossstadt harmonierten nicht mit seinem stillen, bedächtigen Wesen. Als er schliesslich auch in seiner Berufsstellung sich nicht mehr voll befriedigt fühlte, als er bei seinen Kollegen nicht immer der richtigen Schätzung zu begegnen glaubte, da begehrte er leidenschaftlich die Bande, die ihn an Berlin fesselten, wieder zu lösen. 1899 eröffnete sich ihm die Aussicht auf einen Lehrstuhl der Wiener Universität. Schon 20 Jahre zuvor hatte er von Strassburg aus seinen Blick nach Wien gerichtet: „Was für eine schöne Stadt ist Wien! Dagegen ist Berlin der reinste Waisenknabe. In reiferem Alter möchte ich wohl nach Wien berufen werden.“ Als er nun, ein Fünfziger, den Ruf erhielt, hat er ihn nach langem Schwanken doch abgelehnt, vornehmlich weil die ihm angetragene Stellung, so glänzend sie auch war, ihm nicht den geeigneten Boden für Entfaltung einer bedeutenderen Wirksamkeit zu bieten schien. Auch liess sein Groll gegen Berlin wieder nach, da ihm zu seinen bisherigen Würden (er war Mitglied der Zentralkommission der Monumenta Germaniae, der Historischen Kommission in München, des Beirats des Preussischen Instituts in Rom) gerade damals eine neue Ehrung zu teil wurde: im Herbst 1899 wurde er einstimmig in die Berliner Akademie der Wissenschaften gewählt. Und wie hiermit die Kollegen den Verdiensten des Forschers Anerkennung zollten, so bereiteten im Frühjahr 1900, bei Gelegenheit seines 25 jährigen Dozentenjubiläums, die Schüler dem Lehrer eine Huldigung, die ihn tief ergriff. Unter solchen Eindrücken begann in seiner Brust eine versöhnlichere Stimmung Platz zu greifen, begann sein kerniger Humor wieder die Oberhand zu gewinnen.

Aber wenn er auch voll Genugthuung auf ein ungewöhnlich erfolgreiches Leben zurückblicken und sich mit Recht ein Sonntagskind nennen konnte, die Neigung zur Melancholie, die er gleich allen Skeptikern besass, musste naturgemäss mit dem Alter zu-

nehmen. Das eine Auge, auf das er allein von klein auf angewiesen war, verlangte immer dringender der Schonung und zwang ihn, seine Thätigkeit einzuschränken. Es kamen Stunden, in denen er sich vereinsamt fühlte. Von den Schülern, die ihm nahe traten, wurden die meisten nach längerer oder kürzerer Frist in die Fremde getrieben. Von den Gefährten und Freunden sah er so manchen in die Grube sinken: Arndt und Weiland, Baumgarten und Treitschke. Empfindsam und leicht verletzbar, brach er überdies den Verkehr mit vielen alten Bekannten ab und zog sich mehr und mehr von der Aussenwelt zurück. Hatte er schon früher selten Freunden sein Herz erschlossen, so wurde er jetzt schweigsam und in sich gekehrt.

Die Anlage zum Sonderling, ein Erbeil seines Geschlechts, konnte sich bei ihm frei entfalten, da er den ausgleichenden Einfluss der Ehe nicht kennen lernte, da er Rücksichten, die ein längeres Zusammensein mit anderen erzeugt, niemals zu nehmen brauchte. Nur das seiner Natur Adäquate, das er in Menschen und Dingen stets bei der ersten Berührung instinktiv erkannte, liess er auf sich einwirken. Was ihm nicht zusagte, was seine Kreise störte, wies er beharrlich ab. Bei seinem zarten Körperbau musste er mit den ihm zu Gebote stehenden Kräften vorsichtig haushalten; er scheute daher namentlich die seinem Organismus schädlichen Erregungen, wie er ja bereits in jungen Jahren ihm nicht genehme Briefe — und mochten sie von seinem Lehrer Stumpf kommen — unbeantwortet in den Papierkorb warf. So aggressiv er als Gelehrter vorging, als Mensch trat er nicht gern in den Vordergrund und suchte mehr durch passiven Widerstand den Gegner von sich fernzuhalten. Gerade dadurch, dass er, ein Meister der Beschränkung, seine Energie ganz auf das Gebiet der Wissenschaft konzentrierte, konnte er hier seine Fähigkeiten planvoll bis zu einem hohen Grad der Vollendung ausbilden.

Seine Eigenart trat in den späteren Jahren besonders scharf hervor. Mit seiner Gabe, das Wesentliche aufzufinden und auch dem Unscheinbaren einen Wert abzugewinnen, wusste er Zeit und Raum immer mehr auszunützen, indem er, seines Auges wegen, alles, was er las und schrieb, auf das notwendigste Mass zurückführte, indem er jedes weisse Blatt, das ihm in die Hände

fiel, selbst die Rückseiten feierlicher Akten, als Schreibpapier verwandte. Während er zu Hause sich zumeist im Kreise seiner Schüler und Freunde bewegte, suchte er in den Ferien durch einen vollständigen Wechsel der Umgebung sich die nötige Erholung zu schaffen und schnitt auf Reisen rücksichtslos die Verbindung mit der Heimat ab, sodass die wichtigsten Nachrichten, der Tod seiner nächsten Verwandten, ihm nicht gemeldet werden konnten. Statt mit Fachgenossen verkehrte er da mit den verschiedensten Volksschichten; und wie er gern das Detail des alltäglichen Lebens beobachtete, nahm er an den grossen und kleinen Sorgen der Menschen den regsten Anteil. So hat er in Taormina zwei Liebende zusammengeführt und den Groll ihrer Eltern besänftigt; und in den Abruzzen hat er einen armen Schuster, der seit Wochen kein Fleisch gesehen, an seinen Tisch zu Gast geladen. Von Strassburg war er wohl ausser nach Italien noch mit Freunden in den Schwarzwald, die Vogesen, das bayerische Gebirge gewandert. Von Berlin aus fuhr er allein jahraus jahrein über die Alpen. Ihn lockten nicht nur Archive und Bibliotheken. Seine ganze Natur fühlte sich zu dem sonnigen Land und dem sonnigen Volk hingezogen: in dem zwanglosen Verkehr mit den heiter empfindenden Menschen des Südens schöpfte er neue Lebenskraft und Lebenslust.

Allmählich machte sich bei ihm ein stärkeres Bedürfnis nach Ruhe bemerkbar. Sein einst schwächtiger Körper hatte an Fülle so zugenommen, dass er die Bewegung mied, die ihm bei seiner Lebensweise nötig gewesen wäre. Das Leberleiden, dem er schliesslich erlag, hat sich anscheinend von lang her vorbereitet. Aber trotz der wachsenden Ermattung hielt er pflichttreu in seiner akademischen Thätigkeit bis zu seinem Ende aus. Nur von den ihm besonders lästigen Oberlehrerprüfungen, die mit seiner Auffassung von Wissenschaft keine Berührung boten, liess er sich befreien. Ihm blieb ohnedies Arbeit genug. So sehnte er sich aus seinem Lehrberuf zuletzt wieder hinaus nach einer ungestörten Forscherthätigkeit, wie er sie in seiner Jugend ausgeübt hatte.

Im Herbst 1901 reiste er nach Warendorf, um noch einmal die alten Bekannten und Verwandten in der Heimat zu schauen. Bald nach seiner Rückkehr, im November, legte er sich nieder. Im Krankenhaus zündeten Schüler ihm zum letzten Mal den Weih-

nachtsbaum an. Am 17. Januar 1902 schloss er für immer die Augen. Es war ein ergreifender Anblick, als der Tod die ehrwürdigen Züge verklärte: das grosse Haupt mit der edelgeformten Stirn, der feingeschnittenen Adlernase, dem lang herabwallenden weissen Bart. In ewigem Schlaf ruhte der Geist, der allzeit rastlos nach Wahrheit gesucht, nach Klarheit gestrebt hatte.

Sein Tod entsprach seinem Leben. Ein echter Westfale, blieb er bis zum letzten Atemzug sich selbst getreu: entgegenkommend, soweit seine Ueberzeugung es zuliess — darüber hinaus unbeugsam fest. Den Schwestern, die ihn pflegten, zu Liebe faltete er die Hände zum Gebet und beschenkte die Kapelle des Krankenhauses; aber die Sakramente zu empfangen, lehnte er ab. Kein Priester kam zu seinem Begräbnis; Freunde und Schüler, die von nah und fern herbeigeeilt waren, gaben ihm feierlich das letzte Geleit.

In der zweiten Hälfte seines Lebens, in der Epoche seiner akademischen Wirksamkeit 1875—1902, hat seine wissenschaftliche Produktion einen ebenmässigen Fortgang genommen. Sie wurde nur anfangs, in Giessen und in der ersten Strassburger Zeit, durch seine Lehrthätigkeit zurückgedrängt, um sich dann desto glänzender zu entfalten.

Im Jahre 1882 veröffentlichte er das Buch „Aus Dantes Verbannung“ und brachte hiermit ein Werk zum Abschluss, an dem er seit 1874 stossweise, zuletzt mit ausserordentlicher Intensität gearbeitet hatte. Nach vielen Aenderungen schickte er das Manuskript zum Druck: „aber das Gedruckte gefiel mir meistens garnicht, und wenn ich auch immer mit ziemlicher Rücksichtslosigkeit im Druck ändere, so habe ich doch noch nie soviel umgeworfen und zugesetzt wie hier.“ Im folgenden Winter musste er eine Kaltwasserkur gebrauchen und, was nie wieder vorkam, sein Kolleg ausfallen lassen. Dass er den Stoff mit besonderer Liebe und Hingebung bearbeitet hat, leuchtet aus allen Teilen des Werkes hervor. In den letzten Abschnitten, den kritischen Untersuchungen, die entgegen der mehr revolutionären Tendenz seiner Florentiner

Studien sich durchweg in konservativer Richtung bewegen, hat er manche vielumstrittene Probleme der Lösung näher gebracht. In der ersten Hälfte des Buches betritt er nach langer Unterbrechung noch einmal auf kurze Strecke das Gebiet des Geschichtsschreibers, und die neue Leistung übertrifft stilistisch weit seine Jugendarbeiten: die Schilderung von den Seelenstimmungen, dem Leben, der Umgebung Dantes ist das Vollendetste und Reifste, was er geschaffen hat.

Nach einigen kürzeren Publikationen, meist Rezensionen, zur Geschichte Dantes, Petrarcas, Boccaccios wandte er sich von den literarhistorischen Studien wieder der politischen Geschichte zu. Durch seine Vorlesungen verlockt, trug er sich hier mit grossen Plänen. Für die Bibliothek deutscher Geschichte hatte er „die Geschichte der staufischen Kaiserzeit“ übernommen: der Vertrag, den er 1880 mit der Cottaschen Verlagsbuchhandlung eingegangen war, löste sich, als Maurenbrecher von der Leitung des Unternehmens zurücktrat. Ebenso blieben andere Werke in der Vorbereitung stecken, zunächst „eine Geschichte des Papsttums im 14. und 15. Jahrhundert“, später „eine Geschichte der Päpste bis auf Bonifaz VIII.“, ein Plan, den er noch bei seiner Uebersiedelung nach Berlin nicht aufgegeben hatte.

Wenn auch von alledem nichts zur Ausführung kam, so fielen doch aus seiner Beschäftigung mit der Kirchengeschichte wertvolle Früchte für die kritische Forschung ab. Bereits 1879 erschien „Die Neuordnung der Papstwahl durch Nikolaus II.“, eine Schrift, in der er die Kontroverse, welche Ueberlieferung des wichtigen Wahldekrets echt sei, endgiltig zu Gunsten der sogenannten päpstlichen Fassung entschied, und zwar in einem Augenblick, da Giesebrecht erklärte, es liesse sich zu dem oft behandelten Gegenstand nichts wesentlich Neues mehr beibringen. In den 80er und 90er Jahren entflossen dann seiner Feder noch viele interessante Untersuchungen zur Geschichte des Papsttums, speziell über das Verhältnis von Staat und Kirche. Gerade für die Behandlung solcher kirchenpolitischen Stoffe war er wie kein zweiter geeignet. Zu dem romantisch heiteren Kult der katholischen Kirche empfand er im Grunde seines Herzens mehr Hinneigung als zu dem nüchternen Gottesdienst der Protestanten; aber er fühlte sich doch „in religiöser

Beziehung von allen konfessionellen Voraussetzungen frei.“ Für die welthistorische Mission des Papsttums besass er volles Verständnis; aber die Uebergriffe der Päpste in die Rechte des Staates verurteilte er scharf: von ultramontanen Anschauungen trennte ihn „eine unüberbrückbare Kluft“. Schon in seiner Schrift über Friedrichs I. Streit mit der Kurie stellte er sich „ganz und bedingungslos auf die Seite des Kaisers“; und „wie jeder, der einen offenen Kopf und ein empfängliches Herz hat“, wurde auch er „bei tieferem Eindringen in die Geschichtswissenschaft nur immer mehr in seiner ghibellinischen Auffassung befestigt“. Natürlich führte ihn die von seiner Auffassung unabhängige Richtung seiner Forschung zu Ergebnissen, die dem Papsttum bald günstig, bald ungünstig waren. Mit „lebhaftem Bedauern“ zerstörte er die Grundsäule der französischen Kirchenfreiheit, die pragmatische Sanktion Ludwigs des Heiligen. Andererseits zerpflückte er im Seminar regelmässig mit Lust und Liebe „jenes famose Buch ‚Geschichtslügen‘, das das historische Evangelium aller Ultramontanen ist, in einer vernichtenden Kritik“, von der ihm nur leid that, dass er sie nicht veröffentlicht habe, und auch in manchem gedruckten Aufsatz bewegte er sich auf denselben Pfaden, wie Döllinger, der von ihm hochverehrte Verfasser des Janus.

Neben den kirchengeschichtlichen Themen beschäftigten ihn vornehmlich diplomatische Untersuchungen, die mit den staufischen Regesten im Zusammenhang standen. Nach Abschluss des Dantebuches, das er „ein in Sünden geborenes Kind“ nannte, nahm er die langunterbrochene Regestenarbeit wieder in Angriff. Das meiste, was ihm einst druckfertig erschienen war, entsprach nicht mehr dem veränderten Stand der Forschung: „Wenn man die Arbeit bald nach 1871 hätte drucken können, so wäre sie heute antiquiert, aber mir wäre die doppelte Mühe erspart worden, die nun nötig ist“. 1884 war er aufs neue soweit, dass er binnen kurzem sein erstes Regestenheft Ficker zu liefern versprach. Jahr für Jahr gab er sich dann derselben Hoffnung hin. 1888 stellte er nochmals mit Bestimmtheit einen Teil des Werkes, der bis 1155 reiche, in baldige Aussicht. Aber bei seiner Gewissenhaftigkeit fand er stets noch etwas zu verbessern oder nachzutragen, speziell für den Anfang, die Regesten Lothars, für die er den „zu nörgelnder Kritik

neigenden“ Schum fürchtete. In Berlin nahm er sich eine jüngere Kraft, einen seiner Schüler, zum Gehülfen; er wollte die Arbeit „nicht wieder aus der Hand legen“, ehe sie abgeschlossen sei. Obschon er das Werk auch hier nicht zu Ende geführt hat, so gingen doch nun aus seinen Vorarbeiten zahlreichere Publikationen hervor.

Der Untergrund der Regesten hatte sich im Laufe der Jahre vertieft und verbreitert; es galt jetzt eine verfeinerte Urkundenkritik zur Anwendung zu bringen und, was vor allem die Arbeit vermehrte, neben dem Gedruckten auch ungedrucktes Material mit heranzuziehen. Scheffer wandte sich nach Italien. Indem er durch Zitate seltener Bücher zu den entlegensten Orten geleitet wurde, gelang es ihm mit unermüdlichem Spürsinn noch viele verborgene Schätze in dem schon oft durchsuchten Land zu entdecken. Bei Veröffentlichung der Urkundenmassen, die er mit Hilfe von Schülern und Freunden überraschend schnell zu sammeln wusste, ging er mit möglichster Beschränkung zu Werke: weniger bedeutende Diplome mussten sich mit Regesten begnügen; nur die wichtigsten erhielten Kommentare. Ihn, den Schüler Fickers, interessierte nicht eine Urkunde als solche, sondern die Forschung, zu der sie den Anlass bot, und die weiteren Schlüsse, die sich aus ihr für politische Ereignisse, für die Verfassungs- oder Kulturgeschichte ergaben. Wenn er auch die Sickelsche Schule jetzt höher schätzen lernte, die Paläographie überliess er nach wie vor lieber anderen Händen.

In früheren Zeiten hatte er mehr die Quellenkritik gepflegt; seit Beendigung der Dantestudien widmete er sich fast ausschliesslich der Urkundenforschung. Seine Abhandlungen über die Cremoneser Geschichtschreibung, über Mainardino und Salimbene zeitigten zwar interessante Ergebnisse; aber an Umfang verschwinden sie neben der Menge seiner diplomatischen Untersuchungen. In Strassburg behandelte er hauptsächlich urkundliche Probleme kirchlicher Natur, in Berlin im Anschluss an die Regesten und die italienischen Reisen besonders Stauferurkunden Italiens. Indem er hierbei über den Rahmen seiner Regesten hinaus auch auf die Zeit Friedrichs II. einging, umspannte er nun mit seinen Forschungen die ganze Epoche der Staufer. Eine Reihe tiefgreifender

Untersuchungen vereinigte er 1897 in dem Buche „Zur Geschichte des 12. und 13. Jahrhunderts“.

Wie die Vorliebe für Italien, so kam auch die Anhänglichkeit an die rote Erde in seinen Schriften zum Ausdruck. Kurz vor seinem Tode kehrte er zu den westfälischen Quellen zurück: Norberts Biographie des Bischofs Benno von Osnabrück suchte er gegen die Anklage der Fälschung in Schutz zu nehmen, und in einem Aufsatz, den er unfertig hinterliess, verteidigte er seine Jugendschrift, die Rekonstruktion der Paderborner Annalen. Dem Quellenbau, der seinen Ruf als kritischen Forscher begründet hat, galten noch seine Gedanken auf dem Sterbebett. Und in seinem Testament gedachte er nicht nur seiner alten Dienerinnen, Verwandten und Freunde, sondern auch der wissenschaftlichen Aufgabe, die ihn sein Leben hindurch begleitet hatte, der Regesten. Dem Wirken seines Lebens blieb er im Tode getreu.

Die Form seiner Produktion stand in der letzten Strassburger und Berliner Epoche ganz unter dem Einfluss seiner Lehrthätigkeit, nicht unter dem der Vorlesungen, an die er nur die kulturgeschichtliche Studie „Zur Geschichte der Syrer“ anknüpfte, sondern unter dem der seminaristischen Uebungen, aus denen fast alle seine übrigen Untersuchungen hervorgingen. Während er sich in den Vorlesungen einen Ueberblick über weite Zeiträume verschaffte, während er seinen Schülern zu zahlreichen grösseren Aufgaben aus dem Gebiet der gesamten mittelalterlichen Geschichte die Anregung gab, konzentrierte er infolge der Seminarübungen sein eigenes Schaffen auf immer kürzere Abhandlungen, die im engsten Raum einen wertvollen Inhalt bargen.

Mochte in der Geschichtswissenschaft sich ein Rückschlag gegen die Detailforschung, ein Streben nach Universalität mehr und mehr kundgeben, Scheffer blieb unentwegt auf seiner Bahn. An den Werken anderer erkannte er zu scharf die Gefahren, welche die neue wie die alte Richtung mit sich brachte. Einen in die Lüfte ragenden Hypothesenbau ohne gesichertes Fundament perhorreszierte er ebenso wie eine in die Breite gehende Wiedergabe der quellenmässigen Ueberlieferung: die Geschichte des deutschen Volkes von Nitzsch tadelte er gleicherweise wie Giesebrechts Kaisergeschichte, und auch dem Nachfolger Nitzschs, Karl

Lamprecht, stand er skeptisch gegenüber. In Strassburg hat er gelegentlich geklagt, dass er „nicht zu dem umfassenden, dem eigentlichen Professorenbuch gelange“. In Berlin hat er die Spezialgebiete nicht mehr verlassen, auch nicht mehr verlassen wollen. Er war und blieb der Meister der Kleinkunst, kein Geschichtsschreiber grossen Stils, aber ein genialer Geschichtsforscher, der mit unbezwingbarem Wahrheitsdrang in die Tiefe grub und für neue Bauten den Grund legte.

* * *

Durch sein Leben und seine Werke geht ein einheitlicher Zug. In sich klar und wahr, suchte er Klarheit und Wahrheit zu verbreiten, in der Wissenschaft wie im Leben ein geschworener Feind von Phrase und Schein, von allem Verschwommenen und Halben, von allem Unechten und Falschen. Bezeichnend ist seine Liebe zu Dante: er verehrte wohl aus einem romantischen Gefühle den mittelalterlichen Dichter, nicht minder den grossen Italiener wegen der Schönheit und Plastik der Sprache, vor allem aber auch die starke Persönlichkeit, weil er in ihr den Trieb, von dem er selbst beseelt war, wiederfand: „Ich kenne keinen Charakter des Mittelalters, in welchem das Bedürfnis nach Wahrheit schärfer ausgeprägt wäre, als in Dante . . . ,durch die Wissenschaft der Wahrheit nachforschen können“, das hält er für unsere äusserste Vollkommenheit.“ — *la verità speculare ch'è ultima perfezione nostra*, ein Ausspruch, der als Scheffer-Boichorsts eigenes Glaubensbekenntnis gelten kann.

Die Wissenschaft, die Wahrheitsforschung, war ihm Religion. Mit heiligem Ernst hat er wie ein Priester ihrem Dienst sich geweiht, ihrem Dienst neue Jünger erzogen. In ihrer Sphäre hat sich seine Individualität ausgelebt. Die Werke, die er der Wissenschaft schuf, — er nannte sie seine Kinder — bleiben uns, da er von uns schied, als beredte Zeugen seines innersten Wesens.

Inhalt.

	Seite
I. In der Heimat (1843—1862)	5—8
II. Als Student in Innsbruck, Göttingen, Berlin (1862—1867). Erste Arbeiten	8—20
III. Bei den Regesten und den Monumenta Germaniae in München und Berlin (1867—1875) Die Individualität des Forschers	20—42
IV. Als Professor in Giessen, Strassburg, Berlin (1875—1902). Spätere Werke	42—62
